

Schambok



Henrik Herse

S h a m b o k

Südafrikanische Erzählung

Friedr. Vieweg & Sohn, Braunschweig

ISBN 978-3-663-00991-7 ISBN 978-3-663-02904-5 (eBook)
DOI 10.1007/978-3-663-02904-5

Den Einband zeichnete Bernd Sommermeier-Braunschweig

Alle Rechte vorbehalten

Copyright 1936 by Friedr. Vieweg & Sohn, Braunschweig

Softcover reprint of the hardcover 1st edition 1936

Druck von Friedr. Vieweg & Sohn A. G., Braunschweig

Sie wollten dort leben, wie ihr Blut es ihnen vorschrieb, das in der Enge Europas immer unruhiger geworden war, einsam wollten sie sein, den Himmel hoch über sich, die Winde um sich, inmitten eines ungeheuren Meeres von Weite, vorn in der ersten Linie wollten sie fechten, ein jeder auf sich selber gestellt, und doch Mann bei Mann. Sie liebten das neue Land auf eine stille, harte Art. Alle, die da kamen, waren von einer schweren dunklen Sehnsucht getrieben.

Sie starben für dieses Land, — Männer, Frauen und Kinder. Sie verhungerten, sie verdursteten. Seuchen warfen sie nieder. Sie verbluteten unter den Kirris und Affegais der Schwarzen. Man trieb Pfähle in ihren lebendigen Leib, Frauen starben unter den Martern erbarmungsloser Feinde, Frauen, die ihre kleinen Kinder mit den eigenen Händen erwürgten, damit sie nicht in die Hände von Zulus und Sottentotten fielen.

Verrat und Hinterlist vertilgten sie wie Heuschrecken. Aber immer wieder waren neue Männer da, neue Frauen, neue Kinder, — Menschen, die unentwegt vorwärts drangen in endlosem Zug auf Pferden und Ochsenkarren um der Freiheit willen, die man ihnen nehmen wollte.

Ein neues Volk waren sie, jung und stark. Aber niemand kannte es, wollte es kennen. Und wer von ihm wußte, der glaubte, es verachten und hassen zu müssen. Der verfolgte es. Denn das alte Spiel wurde gespielt: dunkle, fremde Kräfte hezten die Massen gegen die Blüte der Nationen, die dort unten zusammengekommen war.

Nicht, als ob an diesen da etwas Besonderes gewesen wäre, die auf den Treck gingen wie ihre Vorfahren vor tausend und tausend Jahren und hinter den Wagenburgen kämpften, Frauen und Kinder, den höchsten Besitz, hinter sich. Sie sahen aus wie alle anderen auch, die aus den gleichen Stämmen kamen. Eher hatten sie etwas Unscheinbares, Versonnenes. Und aus den großen Haufen kannten sie nur sich selber heraus. Sie hatten die Grenzen der europäischen Länder hinter sich gelassen, sie sahen sie nicht mehr, sie erinnerten sich ihrer kaum noch, die da aus den alten Nordvölkern übers Meer gefahren waren, die Angeln und Sachsen und Niederdeutschen und Pommern und Holländer, — sie wußten gerade noch darum, daß das mächtige Staaten waren, das deutsche und das englische Reich, das saubere, blig-blanke Holland, Schweden und Norwegen. Sie waren nur Kinder und Kindeskinde von dort, die eine neue Heimat suchten und fanden und Neues und Kommendes in sich trugen.

Wenig Abenteurer unter ihnen, gar keine eigentlich. Im Grund niemand, der das grelle, bunte Leben

fuchte. Solche Menschen hat ihnen Europa erst nachgeschickt, und mit diesen kam dann der Haß und der Streit.

Als die Bauern das erste Gold entdeckten, da taten sie einen heiligen Schwur, nichts davon zu verraten. Sie haben ihn gehalten, und es hat Jahrzehnte gebraucht, bis die Kunde zu den andern kam. Dann ging alles rasch, und das Land trank Blut und Tränen, so wie es die Alten vorhergesagt hatten.

Sie hatten es geahnt, die Männer, die von Reichtümern nichts wissen wollten. Sie waren die großen Landsucher, denen Ackerland heiliges Land war zu allen Zeiten, die bescheidene Häuser bauten und Ackerbau und Viehzucht trieben.

Freilich, mancher von ihnen ist doch dann müde geworden, mehr als einer hat Verrat getrieben, hat sich dem Gelde verschrieben und ist ein Gefolgsmann der Wirtschaftskapitäne geworden.

Aber das hat die anderen nicht schlechter gemacht, die im Unglück, in vielem Unglück nur immer fester und härter wurden. Sie waren unentwegt auf dem Marsch an eine neue große Front. Sie und auch jene, die nur ihren großen tiefen Traum dort unten im südlichen Afrika hatten, die fest saßen im Gewirr Europas, die nur aus der Ferne sahen und horchten und darum mehr das Ganze spürten als das Einzelne, manchmal wohl im Gegensatz sogar zu den Afrikanern.

Überall, hier und dort, schwang zu jeder Zeit die Ahnung von kommenden Dingen, von einer großen

Vereinigung der Menschen gleichen Blutes, einer neu keimenden Gemeinsamkeit.

Wer will aufstehen und sagen, daß das nicht so ist?

Daß das nicht zu allen Zeiten so war?

Daß es heute mehr denn je deutlicher, immer deutlicher und schärfer, immer heller und leuchtender am Himmel wächst? Viele Herzen schlagen schneller bei solchen Gedanken, immer mehr hören die neuen Signale, das große Wecken und stehen langsam auf.

Neu? Es war immer da. Im Dunklen. Im Verborgenen. Den Menschen oft selbst nicht bekannt. Sie ahnten es kaum. Aber sicher haben sie es immer gefühlt.

Als es zum ersten Male sein sollte, daß die Bauern gegen weiße Menschen fechten mußten, da bekamen sie die Gewehre nicht hoch und ritten langsam an die englische Abtheilung heran. Der Führer des kleinen Reitertrupps hat den englischen Oberst doch zurückzugehen, da sie sonst schießen mußten. Und als der dann doch seine Truppen zum Gefecht entwickelte, und nichts mehr getan werden konnte, als die Finger an den Büchsen krumm zu machen, da trugen die Bauern den Sieg davon. Und der englische Oberst — Joubert hieß er, und jedes Kind soll seinen Namen im Gedächtnis halten und ihn ehren — lag zu Tode getroffen. Der Bauernführer stand still bei ihm und wußte nichts zu sagen. Da fand der sterbende Engländer noch ein paar Worte, und er gab dem Manne neben sich die Hand indem er sagte: Gott sei mit

euch! Ihr seid wackere Menschen! — Dann bat er den Bauern, seinen Degen anzunehmen.

Ähnliches ist mehr als nur dieses eine Mal in Jahrhunderten geschehen. —

Sind wir nicht so weit heute, wir hier und ihr dort, daß manchen Mannes Gesicht darüber tief wird und ernst?

Daß er deutlich und scharf an das denkt, was damals noch nicht ausgesprochen wurde, was aber in den Herzen wuchs?

Es soll nichts verschwiegen werden: Viele dachten anders, handelten anders, mußten anders handeln. Denn wenn die Rugeln singen, trägt alles ein anderes Gesicht. Dann gilt der Befehl und nichts weiter.

Aber immer noch ist der Frieden länger gewesen als der längste Krieg. Stille ist dann und die Zeit, zueinander zu kommen.

Als in den Frieden der Lärm des letzten Krieges schlug, da haben noch manchenorts die Offiziere der Afrikanischen Union beieinander gestanden und beraten, ob es zu Recht geschehe, wenn man in Deutsch-Südwest einrücke. Die Meinungen sind geteilt gewesen. Aber einmal geschah es, daß von sechzig Offizieren achtundfünfzig sich gegen den Einmarsch erklärten, und von diesen waren zwölf reinblütige Briten!

Ja, überall und zu allen Zeiten klangen dort unten die Signale. Aber Europa hörte es nicht, wollte es nicht hören, denn dort regierten Wucher und

Schacher, und die Heuchler, Wechsler und Makler fremden Blutes heßten und suchten ihren Nutzen.

Und dies andere, für das wir keinen rechten Namen haben, denn es ist vieles zugleich, dies Große, Neue und doch Alte war so einfach, zu einfach. Vielleicht ist das sein einziger Fehler, diese Einfachheit.

Es ist nicht seine Größe, was uns schauern macht, sondern eben diese Einfachheit.

Wir brauchen nicht mehr darum zu reden, es zu erklären, — jeder, der Augen hat, sieht es nun kommen. Jeder hört die Stimmen, die immer lebendiger werden. Der Wind wird frischer und trägt sie weiter.

Die Stimmen werden gehört. Jawohl, sie werden gehört.

Wir sind mutiger geworden, freier, unbefangener.

Keiner, der diese Gedanken denkt, ist mehr allein. Überall sind Kameraden, diesseits und jenseits der Grenzen.

Wir sehen einander in die Gesichter. So siehst du aus, sagen wir also? Rennen wir uns nicht eigentlich schon lange? Wie kommt es, daß wir so wenig von einander hörten und wußten?

Wir fahren mit der Hand über die Stirn und denken: Was war es, das uns trennte? — Wir fragen und wissen die Antwort, die vielen alten Antworten nicht mehr recht. Das freut uns!

Aber wir können noch nicht viel einer zum andern sagen. Darum lassen wir langsam die Hand von der Stirn sinken und strecken sie also dem andern hin.

Noch einmal ist es uns, als wäre das ein weiter, weiter Weg.

Aber, seht, Kameraden, wir taten das gleiche, ihr und wir. Und nun sind die Hände schon beieinander und fassen sich.

Was sollen wir sagen?

Wir sind nicht für die vielen großen Worte.

Wir denken lieber dies und jenes. Ihr und wir. Ist das nicht auch ein Stück von unserer großen Gemeinsamkeit?

Und wir denken wohl mehr denn je an jenes Land dort unten und spüren, daß es gegeben ist als aller Nordvölker eigenes Land. Land voll kommender Herrlichkeit, Boden für alle, die dort unten zusammenstehen wollen als Menschen eines Blutes. Wir blicken dorthin und sehen den Sehnsuchtszug, spüren ihn als dunkelsten und herrlichsten Drang in allen.

Und wir sind ehrlich und schämen uns der Hände, die einst dort den Schamboß gegen die Brüder schlangen, die Peitsche des Bruderstreites, die viele Herzen traf.

Denn es traf nicht nur der Schamboß aus Nilpferdhaut. Es war jene furchtbare Geißel vor allem, die Fremdlinge uns in die Hände spielten, damit wir den Bruder schlugen, sein Herz, seine Seele.

Wir wollen nicht davon reden. Wir können es nicht. Es war zu schwer alles, zu verworren. Zu viele sind tot. Und da unsere Hände sich jetzt nun berühren, wird alles gut und aller Tod uns heilig.

Wir gedenken ihrer, die starben. Sie starben für das Kommende, Neue.

Ehre, sprechen wir, Ehre ihnen allen.

Ehre den Männern, die starben. Ehre den Frauen, die ihre Büchsen luden. Ehre den Knaben, die in Gefechten zu Männern wurden.

Ehre dem Mann im roten Rock und im Rhaki, der aufrecht focht. Ehre dem Obersten Joubert und den Vielen nach ihm. Ehre den deutschen Landsknechten von Hans Wintervogel an. Ehre den Bauern aus allen Stämmen des Nordens, die kamen. Ehre allen, die mit dem Gewehr starben, und die der Schamboß der Fremdlinge gegeneinander trieb.

Ehre, Ehre ihnen allen.

— Alles sieht nun ganz anders aus. Wir schauen das wahre Gesicht der Dinge. Wir sehen Großes klein werden und Kleines groß. Wir blicken tiefer und manchem nieder auf seinen Grund.

Wir sehen zurück und erkennen, was da war und wissen, daß es nun anders wird.

— Wir denken auch an die alten Geschichten, die sich abspielten. Und manch einer wird nun die seine zu erzählen haben, die mit dem allen zusammenhängt. Viele Geschichten werden wir uns erzählen, jeder nach seinem Vermögen soll sprechen. Raum eine wird der anderen ähnlich sein, und doch gehören sie alle zusammen, denn über sie alle pfeift der Schamboß hin, die furchtbare Peitsche.

Später werden einmal andere kommen, freundlichere, hellere, aber die Zeit, die sie bringen wird, ist erst im Werden. Wir müssen uns noch mit den alten begnügen. Und das ist recht gut so. Es ist auch viel harte Liebe zu dem Kommenden darin. —

— — So nahe ist das Vergangene nun wieder, wenn man darüber seine Gedanken hat. Es scheint so, als wäre alles erst gestern gewesen.

Menschen treten dicht zu uns und sehen uns an.

Sie sprechen. Wir blicken in ihre Gesichter. Sie bewegen sich. Ihr Atem geht, als ob sie noch lebten.

Diese Geschichte ist nicht lang.

Ihr hartes jähes Ende stand hoch am Himmel des neuen Tages, der dem Nachmittag folgte, an dem sie eigentlich erst begann. So schnell ging alles. Schneller als man Zeit braucht, um es niederzuschreiben.

Das Ende war da, ehe alles seinen Anfang haben konnte.

Aber wir brauchen nicht mehr traurig zu sein um dies Ende, denn es ist doch auch ein Anfang gewesen. Ein Teil des großen neuen Anfangs, der nun endlich da ist.

*

Es war ganz still in dem niedrigen weiten Zimmer, in das man gleich von der Veranda hereinkommen konnte, wenn der Sottentott Isak das Pferd beim Zügel genommen hatte. — —

— Nur Christian Wittow sitzt drin vorm Tisch, der vor den breiten hölzernen Eckbänken steht, die er selber gezimmert hat. Er sitzt da dicht beim Fenster und liest. Nach einer Weile wendet er ein Blatt der großen Bibel vorsichtig um, über der er den Kopf in die Hand stützt.

Nichts ist zu hören als das Ticken der alten holländischen Wanduhr mit dem blauweißen Zifferblatt aus Delfter Porzellan, die an der weiß gefalteten Wand bei der Tür über dem Gewehrschrank hängt. Sie ist da so angebracht, daß man sie von der Küche her gut sehen kann, wenn die Tür an der gegenüberliegenden Wand offen ist. Aber die ist jetzt geschlossen, und Kornelia Wittow müht sich dahinter, so leise als möglich mit dem Geschirr umzugehen. Sie tut das immer, wenn sie weiß, daß Christian in seiner Bibel liest.

Dann schließt sie sacht die Tür, um ihn nicht zu stören.

— Es ist wie an einem Sonntag. So still ist es. Und doch ist es nicht, als müßten nun die Nachbarn auf Besuch kommen und Kornelia die große schwere Kaffeemühle, die einen tüchtigen Lärm macht, in Bewegung setzen.

Es ist ganz anders alles. Schon seit Tagen. Als hätten sich Menschen und Gegenstände verändert. Alles ist fremd und grau auch in der Sonne. Eine Unruhe liegt versteckt in allem. Man hört allerlei, man spricht allerlei. Und doch will keiner daran glauben.

Und daß der Hottentott draußen von Zeit zu Zeit ruft, das Land sei tot, ist vollends lächerlich. So etwas hatte noch seine Bedeutung vielleicht, als die Schwarzen das ihnen gemäße Leben in freier Wildbahn lebten, da konnten sie es wohl in der Luft wittern, daß ein Krieg kam und jenen uralten klagenden Ruf ausstoßen. Und doch lebte in den Weißen, die unsicher und tastend waren, wo sie breit und froh sonst ihr Tagewerk taten, wohl auch etwas von solchem instinktiven Wissen um das Kommende. Darum hat der Bauer Christian, sicher und fest in seinen fünfzig Jahren sonst und in seiner guten Gesundheit, die Bibel vor sich. Darum geht auch Kornelia Wittow nebenan besonders leise und eilig mit ihrem Geschirr um. Immer wieder sieht sie unter der Arbeit über die große Ebene hin, die sich vor dem Küchenfenster ins Endlose zieht.

Christian liest laut und schwer und mit unruhigem Atem die Worte, die er da aufgeschlagen hat.

„Für wen redest du, und für wen gehet der Odem von dir?“ spricht sein Mund eifrig, und Herz und Verstand finden doch den Sinn nicht, den sie suchen. „Er breitet aus die Mitternacht, nirgend an, und hänget die Erde an nichts. Er fasset das Wasser zusammen in seine Wolken, und die Wolken zerreißen darunter nicht. Er sitzt auf seinem Stuhl und breitet seine Wolken davor —“

So weit hat er gelesen und dann das Buch geschlossen.

Er sieht nach draußen auf den weiten Platz und spürt, wie die Sonne den ganzen Himmel hell macht, und das dunkle Wort, das er las, nun vor seinem Herzen steht und Einlaß begehrt.

Es hält ihn nicht auf seinem Sitz, und er erhebt sich und geht auf den breiten Dielen, die unter seinen schweren Stiefeln leise ächzen, auf und nieder. Erst zu den beiden alten Kapskisten hin, die an der einen Schmalseite des Raumes stehen, sauber gestrichen und doch alt und voller Risse und Sprünge und Schmarren, mit schweren eisernen Bändern übereinagelt, — und dann an der Längsseite hin, an der eine niedrige breite Liegestatt ist, eine einfache Dritsche, weich gemacht nur durch einige Felle, die darüber gebreitet sind.

Seine Unruhe weicht nicht, und es ist ihm nun vollends nicht recht, daß Rut, das einzige Kind, das ihnen geblieben ist, so lange unterwegs ist. Schon vor Tag ist sie weggeritten. „Sie bleibt wieder lange aus“, murrte er, „sie bleibt wieder lange aus.“

Er tritt wieder an den Tisch und legt die Hand auf das Buch. „Ich habe den Schlaf nicht mehr und die Festigkeit“, denkt er und setzt sich. Mit beiden Händen hält er die Bibel und sieht auf den schwarzen Deckel. Und er spürt, wie Gottes Mund stumm ist, und er mit seinem Finger mahnt und auf Christians Herz zeigt. Er sitzt einige Zeit und denkt, daß seine Tiere, die sonst munter sind, stumm wurden. Keine Ruh brüllt mehr auf dem Hof. Alles ist Schweigen.

Selbst die Halme des frischen grünen Grases, das hier und da nach einem leichten Regenfall aus dem gelben, verdorrten sich erhebt, stehen ihm starr und ohne Regung. Er kann das nicht deuten, trotzdem es Erklärungen des Verstandes genugsam gibt dafür. Und wieder will er das Buch öffnen. Da hört er ganz deutlich draußen eine volle junge Stimme „Isak!“ rufen.

Er läßt die Bibel liegen und ist mit einer schnellen Bewegung am Fenster.

Nun ist Rut gekommen! Er will sich zum Fenster hinauslehnen. Aber er tut es dann doch nicht. Er hört nur mit verhaltenem Atem, wie sie vom Pferd springt, dem Tier leicht den Hals klopft, wie die unruhigen Hufe des Pferdes auf einmal ganz still stehen und nur sein Schweif leise pfeift. Dann sind ihre schnellen Füße schon auf den Stufen zur Veranda.

„Isak“, sagt sie, bereits dicht am Eingang, „was fährst du hier bei der Tür, Isak? Ich habe dich gerufen! Warum hast du die Augen geschlossen? Wach auf, endlich! Nimm also dem Pferd den Sattel ab, laß das Tier laufen. Ich reite heute nicht mehr. Geh dann dem Wagen entgegen!“

Sie spricht sehr kurz und sehr fest, und es bleibt dem Hottentotten nichts übrig, als schneller sich zu erheben und zu gehen, wie es ihm gut dünken mag.

Er schlürft die Stufen abwärts, und das Mädchen öffnet schnell die Tür. Sie stellt ihre Büchse rasch in den Schrank, der da nahe bei ist, und geht auf den Vater zu.

Sie sieht den letzten Rest von Sorge aus seinem Gesicht gehen und fragt:

„Du hast schon lange auf mich gewartet, Vater?“

„Ich freue mich, daß du wieder da bist, Kind“, antwortet er nur.

„Es hat länger gedauert als ich dachte, Vater, aber es ließ mir keine Ruhe. Ich mußte die Jung- rinder suchen, die gestern fehlten bei der Zählung im Kral.“

„Habt ihr sie?“

„Sie sind da, und auch der alte Mesoch, der Zug- ochse hat sich gefunden. Sie waren bei der Salzmulde. Ich dachte mir gleich, daß sie dort wären!“

„Bei der Mulde also? Das ist weit genug für dich zu reiten.“ Dann bittet er: „Willst du nicht den Gewehrschrank schließen, Rut? Die Tür ist wieder aufgegangen.“

Sie geht schnell zurück. Er hätte es ebenso gut selbst getan im Auf- und Niedergehen. Er liebt es nicht, Verrichtungen anzuordnen, die er ebenso gut vor- nehmen kann. Aber er liebt es, sie gehen zu sehen, mit diesem festen, schnellen Schritt. Er kann sie so ansehen, ohne daß sie es merkt.

„Wie alt ist sie“, denkt er, als sie da geht. „Bald zwanzig.“ Und noch immer trägt sie den kurzen Reitrock, der eigentlich eine weite Hose ist. Bei ihr ist das keine Herausforderung, sich anders zu kleiden als die andern Bauerntöchter, die in langen Röcken gehen, sondern eine durch ihre Arbeit veranlaßte

Selbstverständlichkeit. Ihre kräftigen Beine sind braun. Man sieht sie bis über die Knie. Aber wer würde es wagen, da groß hinzusehen und etwa eine Bemerkung darüber zu machen. Niemand, der diese kurze harte Kopfbewegung gesehen hat, diesen festen Blick aus den grauen Augen, die ruhig in dem straffen braunen Gesicht sind. Jawohl, sie ist braun gebrannt; denn sie trägt nicht die große weiße Holländerhaube wie die anderen, die für ihre zarte Haut fürchten und mit der Wirtschaft draußen nichts zu tun haben wollen, die nicht einmal im Gemüse- und Blumengarten mehr arbeiten wollen. Weiß Gott, und erst recht ist sie keine von den Zierpuppen aus den Städten, nichts für die Bars und Tanzlokale und Tennisplätze. Sie trägt keine Schuhe mit den lächerlichen hohen Absätzen, auf denen die Mädchen gehen, als hätten sie Ziegenfüße. Nein, sie trägt immer diese derben braunen Halbschuhe aus fett gegerbtem weichem Leder und die kurzen Rollsocken. Der ganze Anzug ist ordentlich und ohne die rohe Buntheit, die man leicht zu sehen bekommt, wenn Mädchen mit Pferden und mit Männerarbeit zu tun haben.

„Zwei von den Jungen, jawohl, die ersetzt sie mir“, denkt der Bauer und sieht, wie sie sich langsam nach einem Besinnen wieder nach ihm umwendet. Er sagt es ihr.

„Weil ich die Tiere wieder habe, Vater?“ fragt sie und lacht. „Es war gar nichts dabei, nur ein weiter Ritt!“

„Laß es mich sagen, Rut“, beharrt er. „Jawohl, für zwei von ihnen, da bist du nun da, Kind. Darf ich es nicht, wo heute ihr Tag ist?“

Seine Augen gehen hinüber zu dem kleinen Bild an der Wand, dem einzigen im Raum. Es hängt da über der Liegestatt.

Eine verblaßte Photographie, zwei junge Bauern, lang aufgeschossen, mager. Mit hohen Hüten, den Patronengurt umgehängt und die Gewehre in der Hand.

Ein paar Gartenblumen darum wie ein dünner Kranz, so sehen sie mit ernsten, steilen Gesichtern in die Ferne, einen Fuß vorgestellt und die linken Hände in der Hüfte.

Der Alte macht eine ungewisse scheue Bewegung auf das Bild zu, erst nur mit dem Arm. Dann geht er doch hinüber und stellt sich davor.

„Ich habe das Bild schon bekränzt, ehe ich heute früh ritt, Vater“, sagt das Mädchen.

„Ja, Rut“, antwortet der Bauer. „Ich habe es gleich gesehen. Weißt du auch“, fährt er dann fort nach einigem Nachdenken, „daß es nun zwölf Jahre sind? — Gerrit und Rasmus sind das. Und nun steht es da hingeschrieben: gefallen beim Übergang über den Marico. Das ist alles von ihnen. Ein Bild. Und von Willem ist nicht mal ein Bild da — —“

„Warum quälst du dich, Vater?“ bittet sie.

Christian Wittow legt die Hand etwas auf die Schulter des Mädchens. „Es war nicht so wie heute,

so schön“, fährt er fort. „Der Marico schäumte gelb und schmutzig. Es regnete. Wir froren, als wir durch den Fluß hindurch waren. Wir wollten vor den Engländern in die Kalahari hinein und ritten schon über die ersten Dünen. Da ruft Rasmus —“

„Du hast es mir schon oft erzählt“, unterbricht sie ihn. „Ich sehe alles so vor mir, als wäre ich selbst dabei gewesen —“

Christian überhört ihre Worte:

„Da ruft Rasmus“, sagt er beharrlich, „Reiter, Vater, fünfzig oder sechzig, da! — Sie winken. Und wir auch. Das wird Fourie sein mit seinem Kommando, den wir hier treffen wollen“, sagte ich. Aber als wir heran sind auf Schußweite, feuern sie die Magazine ihrer Büchsen leer und sind weg.“ Der Alte hält inne. Dann sagt er: „So haben sie gefochten, Rut.“ —

Das Mädchen lehnt sich an ihn: „Sie waren gleich tot. Wie gut, daß sie gleich tot waren, Vater.“

Christian holt Atem und stößt ihn wieder von sich.

Seine schwere Stimme ist klein und stumpf, als er endlich fertig bringt zu sagen, was noch nie bis dahin von ihm ausgesprochen worden ist:

„Aber das weißt du noch nicht, Kind, was da noch war.“

Hör nur genau hin, damit dir nicht ist, als wäre dies zu dir aus einem Traum gekommen: die andern hatten keine Uniformen an und ritten auch nicht die hochbeinigen Pferde wie die Engländer, sondern

Vasutoponies. Kleine Tiere, wie wir sie haben. Das sind keine Engländer, das sind Leute von uns gewesen, die auf der anderen Seite fochten.“

„War so etwas möglich?“ fragt sie erschüttert. Sie setzt sich auf die Ruhebank, und es gelingt ihr, den Vater neben sich zu ziehen.

„Vielleicht haben manche es unter Druck getan. Doch das waren nicht viele. Was nützt der stärkste Druck, wenn Seelen da sind, ihn zu ertragen? Er ist dann nur wie eine Feder. Aber es gab nicht mehr viel Bauern im Land. Die Städte fraßen vielen das Herz aus dem Leib. Geld wollten sie verdienen, reich werden, und sie krochen auf den Leim, den Cecil Rhodes auf die Ruten gestrichen hatte. Mit den Kanonen und den Maschinengewehren hat uns keiner beikommen können. Nur das Geld hat manchen zum Verräter gemacht.

Wenige waren im Kriege noch von der alten Kraft. Ganze Kommandos waren weich und feige, sattelten und ritten heimwärts. Und manche hielten es sogar mit dem Feind. Transvaal war schon damals verdorben. Und das Kapland, unser Kapland, Rut, heute ist es hier auch so weit.“

Er stützt den Kopf in die Hände.

„Du siehst zu schwarz, Vater“, versucht sie ihn aufzurichten.

„Ich spreche genau wie es ist, Rut. Der alte, harte Bauer, wo ist er geblieben?“

„Viele haben damals, als der Krieg zu Ende ging, den weißen Sammerlappen nicht rausgehängt“, erwidert sie.

„Ja, damals! Gewiß, da waren es viele. Aber heute? wie ist das heute?“

„Alle die Älteren sind noch so wie sie damals waren, Vater.“

„Ein gutes Wort, Kind!“

„Sieh auf dich selbst, Vater. Auf dich blicken viele. So wie du handeln alle hier um uns herum. Meinst du, es gibt einen, der zweifelt? Es kann nicht fehlen; denn du bist fest geblieben!“

Er lächelt fast über ihren Eifer.

„Fest geblieben?“ fragt er dann. „Bin ich das? Nun, ich glaube, daß ich es bin. Aber die alte Bauernfahne, unsere Vierkleur, habe ich auch nicht wieder über dem Hause wehen lassen.“

Ihr ist das nicht neu, was er da sagt. Sie kennt das ja alles. Nur eben, daß die eigenen Leute ihr die Brüder erschossen haben, das wußte sie nicht. Sie weiß auch, wie sehr er darunter leidet, daß die aufrechten Männer im Land wehrlos sind gegen eine Entwicklung, die sie einfach langsam beiseite schiebt.

Sie fährt dem grübelnd Darsitzenden mit der Hand leicht über das dicke dunkle, kaum an den Schläfen ein wenig graue Haar.

Sie tut es im Aufstehen. Dann geht sie zum Tisch hinüber und zieht die Lade auf, aus der sie

ein kleines graues Heft nimmt. Sie blättert eine Weile darin, dann sagt sie entschlossen:

„Vater, ich habe nun die Zahlen alle beieinander und gestern abend schon zusammengerechnet.“

„Du hast recht, Rut“, nimmt er die Ablenkung auf, „was nützt alles Grübeln. Damit ändern wir doch nichts. Nun berichte also.“

Er steht auf und kommt zu seinem alten Platz am Tisch zurück. Das macht sie froher, und sie liest voller Eifer aus ihrem Heft. „Es sind jetzt also siebenhundertdreißig Stück Großvieh. Dazu dann die drei, die wir fanden. Es hat sich demnach keines verlaufen, und nichts ist abhanden gekommen. Wir haben gegen das vergangene Jahr, die schon abgerechnet, die wir verkauften, einen Zuwachs von einhundertsechs. —“

Christian Wittow nickt mit dem Kopf, den er, wie das seine Gewohnheit ist, fest zwischen die breiten Schultern duckt.

Er hört sie und hört sie auch nicht. Er sagt nichts dafür und nichts dagegen. Trotzdem es ihn wohl freuen könnte, was sie da sagt.

Er will nur wissen, ob alles wieder ausgetrieben sei.

„Alles“, antwortet sie. „Warum fragst du?“

„Sonst ist großer Lärm bei den Kaffern und viel Gebrüll bei den Tieren, wenn sie nach der Zählung im Kral die Freiheit wieder haben. Ich hörte nur wenig Geräusch —“

Er fährt nicht fort. Aber sie spürt, woran er denkt.

„Hat Isak wieder gerufen?“ fragt sie.

Er nickt mit seinem großen Kopfe mehrere Male: „Ehe du kamest, Rut, hat er gerufen.“ Er besinnt sich, wie er es sagen soll, was da in ihm steht. Aber er kann nur davon sprechen, daß alles so still ist.

„Du wirst sehen, Vater, es ist nichts“, antwortet sie leicht.

„Afrikaklatsch vom Kap bis zum Nil, nichts weiter. Und der Hottentott draußen? Von den Buschmännern, glaube ich, haben sie das Wort aufgeschnappt, und nun tun sie sich wichtig damit. Woher soll denn hier unten Krieg kommen?“

„Woher er immer wieder kommt, Kind, das wissen wir alle nicht. Frage jeden Einzelnen. Keiner will ihn, ob Bauer oder Deutscher oder Brite. Aber plötzlich ist er dann doch da. Der Deutsche ist auch hier den anderen ein Dorn im Auge, weil er sich zu rühren beginnt. Aber das ist nicht das Wesentliche. Sie haben drüben in Südwest nun das gleiche Unglück wie wir. Wo wir Gold fanden, gruben sie Diamanten. Das zieht das Geschmeiß an. Wie Kadaver den Schakal und die Hyänen.“

„Daß dort Diamanten sind, wissen wir schon seit zwei Jahren. —“

„Willst du es nicht mehr wissen, wie lange es bei uns gedauert hat, bis alle Welt es erfahren hatte? Die Zeit ist ohne Belang, die so etwas braucht. Aber, lassen wir das.“ — Er wehrt den aufsteigenden Gedanken: „Sag lieber, wie es mit

den Schafen ist.“ Sie gibt ihm das Heft hinüber, und er sieht die langen Reihen der Striche und Kreuze und rechnet noch selbst ein paar Seiten zusammen. „Als wir hierherkamen nach dem Krieg mit den Engländern“, erzählt er, als er eine Pause macht, „da waren es gerade die Zugochsen noch, die uns geblieben waren. Du warst erst so groß Kind, über den Tisch hättest du gerade sehen können, wenn einer da gewesen wäre. Es war aber keiner da. Nicht einmal das Haus stand mehr. Freilich, wir hätten auch wo anders hingekommt. Aber an den alten Platz hier, da habe ich gedacht all die Jahre. Daran hat auch deine Mutter gedacht, als sie mit dir im Gefangenenlager war unter den anderen Frauen. Siehst du, hier bin ich immer wieder hergegangen, auch damals, als die Bondelzwards alles niedergebrannt hatten und die Hottentotten. Ich habe ein paar Pfähle zurechtgehauen und ein Stück Segeltuch darüber gespannt. Darunter haben wir gewohnt. Wie sah es hier aus. Die Orangen lagen unter den niedergebrochenen Bäumen drei Schichten hoch, schwarz und giftig. Die Bewässerungsanlagen waren zerstört. Und an den paar Weinstöcken naschten die Antilopen. — —“

Es erregt ihn, wie er davon redet. Er nimmt nach einer Weile das Heft wieder zur Hand und versucht zu rechnen.

„Man kann nicht glauben, daß das alles hier einmal in Trümmern lag, Vater“, sagt das Mädchen und

sieht den Mann forschend an. Er blickt wieder auf: „Und doch, Kind, ist es so gewesen. Drei Jahre haben wir im Zelt gehaust, bis wir wieder was Festes hatten.“ Sie muß ihn nun doch fragen, warum er gerade heute so sehr ins Vergangene sieht.

Es habe schon seinen Sinn, zuweilen davon zu sprechen, sagt er bedächtig. Es sei immer gut, einmal alles zu überdenken und so etwas wie eine Rechnung zu machen, soweit Menschen das vermögen. Und er rede allerdings auch noch aus einem anderen Grunde davon. Er schiebt das Heft weg und sieht sie an.

„Willst du ihn mir sagen?“ fragt sie.

„Ja“, entgegnet er nach einem kurzen Zaudern. „Ich rede davon, daß du es nicht vergißt und alles mit dir trägst in deinem Herzen, auch wenn du nicht daran denkst. Damit es lebendig ist in dir —“

Nun schweigt er wieder und sucht nach den Worten, die er braucht.

„Mir ist, als wäre ich nur halb ohne das alles, Vater“, sagt sie in die Pause hinein, die er macht; und es klingt wie eine Aufforderung, fast ein wenig trotzig und heischt schnellere Offenheit von ihm.

„Dann ist es ja gut“, hört er hinter ihren Worten her. Und jetzt ist es da, vorn auf der Zunge, was ihm bisher tief unten im Herzen gelegen: „Denn vielleicht ist der Tag nahe, da ein Mann nach deiner Hand greifen wird und du sie ihm lässest. Wähle dann gut, Rut! —“

Sie wehrt sich gegen seine Rede. Sie spürt auch eine kleine Bevormundung darin. Und die lehnt sie ab.

Dies geht sie nur allein an.

„Deine Worte kommen zu früh, Vater“, bringt sie nach einer kurzen Weile hervor.

Er fühlt die Abwehr und sieht sie darum schärfer an, als er sagt: „Das kann niemand vorher sagen. Auch du nicht, Kind --“

„Wie kommst du auf dergleichen?“ verlangt sie zu wissen.

Er wehrt ab und zieht die Schultern noch höher. Er hört sehr tief. Darum unterbricht er und meint leicht hin:

„Laß gut sein, Kind. Ich dringe nicht in dich. Es wird wohl dann auch deine eigene Sache sein, die du mit dir selber hast. Ja, so ist es. Aber ich will dir das noch sagen: Dir gehören nun von den Kindern an die zweihundert. Und wenn er das Seine hinzu tut, habt ihr einen schönen Anfang. Ihr könnt hier auf der Farm bleiben, so lange ihr wollt.“

Hätte sie nicht jetzt doch etwas zu sagen? Nein, kein Wort. So sehr er auch wartet. Sie schweigt eine kurze Zeit, streckt dann dem Vater schnell die Hand hin und sagt:

„Ich danke dir, Vater.“

„Es wird doch einer von uns sein?“ fragt er nun zögernd.

Sie sieht ihn an und antwortet: „Was du alles denkst, Vater! Es hat noch keiner mit mir darüber

geredet. Ich habe auch wohl noch nicht darüber nachgedacht —“

„Nun, dann hat es noch Zeit, Kind, wenn du an niemand denkst nach meinen Worten. Dann ist es ja gut“, setzt er etwas erleichtert hinzu.

Draußen hinter dem Kral gibt es jetzt Lärm. Ein Wagen quietscht und knarrt näher. Die Kaffernjungen schreien, eine Peitsche flappt. Christian und Rut sind aufgestanden und zum Fenster hingegangen.

„Sieh, Vater, da fahren sie schon die Elefantilope heran, die ich heute geschossen habe“, sagt sie.

„Das gibt viel Trockenfleisch, Rut, wir können es brauchen. Unser Vorrat ist noch gering dieses Jahr. Ich freue mich, daß du in allem so vorsorgst, Kind.“ Nun sagt sie doch endlich, was sie noch dem Vater hat sagen wollen: „Du bist so gut zu mir, Vater —“.

„Nun geh, Kind“, wehrt er ab, „und hilf der Mutter. Sie hat noch zu schaffen, weil Besuch kommt, heute.“

„Warum heute?“ fragt sie erstaunt.

„Nun hast du also ganz vergessen, daß wir nach dem Viehzählungstag gern hier herum uns einen Feiertag machen. Da reiten für gewöhnlich doch die jungen Leute auf die Farmen. Wer hat sich denn angemeldet für heute, als du gestern auf der Station warst?“ lacht er.

„Hast du nun gar keine Angst mehr?“ lacht sie zurück. „Nein, es hat keiner gestern etwas über heute gesagt. Nur Danie sprach davon, daß er gern auch

einmal kommen würde. Er ist wieder zurück von
Johannisburg —“

„Danie?“ Fragt Christian.

„Ja, er wollte einmal zu dir kommen, Vater, so
sagte er.“

„Welcher Danie denn, Kind?“

„Aber du kennst ihn doch, Vater. Danie Bronk-
horst, der Sohn von Gisbert Bronkhorst —“

„So, der“, meint der Alte. „Nun, es kommen
viele junge Männer auf die Farm. Warum nicht
auch er. Wann sagte er das?“

„Was hast du, Vater?“ fragt sie zurück. „Und
wann er das sagte? Als wir zu mehreren bei der
Kirche unsere Pferde verhielten und einige wieder
vom Krieg sprachen.“

Christian Wittow sieht sein Kind nicht an, als er sagt:

„Sein Vater, Rut, ist damals, vor zwölf Jahren,
noch in meinem Kommando geritten. Trotzdem er
ein reinblütiger Engländer ist. Aber seine Familie
lebte seit hundert Jahren als zu uns gehörig hier
im Land. Er hat seine Pflicht gekannt damals. Bis
zum Letzten war er bei uns. Dann ist er doch noch
britischer Untertan geworden.“

„Nun, und?“ fragt sie. „Das wurden doch alle?“

„Ja, freilich, Kind. Es war ein schweres Müßsen.
Für manchen heißt das. Es blieb auch nichts weiter
übrig. Aber es kommt auf die Art an, wie man es
hinnimmt. Gisbert Bronkhorst trägt englische An-
züge —“

„Ist dir der Rock so wichtig?“ muß sie fragen und lächelt dabei ein wenig. „Du trägst deutschen Rock. Macht dich das anders?“ Da tritt der Alte vom Fenster endlich fort und sieht sie voll an. „Gisbert Bronthorst ist auch englischer Major geworden, und sein Sohn steht bei den Miliztruppen als Offizier —!“

„Beyers, dein alter General, ist auch im Heer geblieben und ist Oberbefehlshaber der Unionsmacht“ antwortet sie.

„Beyers und Bronthorst in einem Atem?“ Er wendet sich wieder ab und dreht an dem Fensterriegel. Immer wieder preßt er ihn über das Holz hin. „Beyers ist der alte, der Bauer geblieben. Von ihm droht keine Gefahr. Aber andere wollten mit dem neuen Rock auch einen neuen Menschen anziehen. Das macht sie — verächtlich“, bringt er hervor.

„Das also hat Bronthorst getan, willst du sagen, Vater?“ fragt sie ruhig.

„Bronthorst hat sein Volk aufgegeben“, sagt er hart.

„Du sagst zu viel, Vater“, versucht sie ihn zu beruhigen.

Er geht endlich vom Fenster wieder weg und setzt sich auf seinen alten Platz am Tisch.

„Es wird sich zeigen, wer recht hat“, sagt er, „bald.“

Er ist eine Weile ganz still. Dann fährt er fort: „Und Isak ruft, daß das Land tot sei. Alles ist still. Die Tiere schweigen. Und jetzt also —“ Er vollendet nicht.

„Du siehst ins Dunkle, Vater, wo nichts ist“, entgegnet sie traurig.

„Da ist nichts?“ quält er sich. „Da ist vieles. Ich sehe es alles. Da ist der Orlog, der Krieg gegen die in Südwest!“ Er streicht mit der Hand über die Bibel. „Nenne mich nicht hart, Rut, schilt mich auch im stillen nicht einen sonderbaren alten Mann. Glaube mir, Kind, ich wünschte, daß du recht behältst, in allem, Rut!“ Sie weiß nun keine Worte mehr. Was soll sie sagen? Was war da alles auf einmal? Was wird da alles und kommt langsam näher? „Mutter wird schon lange warten“, das ist es, was sie sagen kann und ist schon bei der Tür.

Er sieht es und ist wieder hart.

„Es muß alles zusammen stehen, was Bauer ist“, sagt er und bekommt den Mund kaum auf für seine Rede. „Der Feind sitzt mitten unter uns. Und zu Tausenden ist landfremdes Gesindel hereingekommen. Johannsburg sitzt voller Abenteurer aus allen Ländern. Die Landfremden schieben sich zwischen uns. Da müssen wir alle Abtrünnigen meiden. Viele sind abtrünnig geworden, Kind. Es ist nicht so, wie du vorhin sagtest. Warum sagtest du es? Tatest du es nicht wider dein Wissen?“

Sie sagt wiederum nichts.

Da bittet er sie, zur Mutter zu gehen und Isak hereinzuschicken, wenn sie mit dem Abladen fertig sind.

Sie geht still hinaus.

— — Christian legt die Hand auf die Bibel wie vorher.

„Gib mir ein Zeichen, Herr“, flüstern seine Lippen.
„Warum bleibt dein Mund verschlossen? Es ist alles still. Und die Stille schickst du vor deinem Sturm.“

Er sitzt und rührt sich nicht.

Aber als er den Hottentotten über die Veranda schlürfen hört, erhebt er sich schnell und steht gerade mitten im Zimmer.

Und als das faltige Gesicht durch den Türspalt hereinsichert, fragt er scharf, ob schon abgeladen sei.

Die Antilope sei schwer, zögert der Hottentott.

„Also nicht?“

Der Farbige schüttelt den Kopf.

„Was soll das? Die Tochter hat dir gesagt, was du zu tun hast!“

„Gewiß, Baas“, antwortet er unsicher.

„Dann schaff, daß das Fleisch aus der Sonne kommt.“

„Es ist nur“, meint der Farbige, „weil ein Reiter kommt, Baas. Klein wie ein Stäubchen —“

„Hab ich dich geheißt, auf Reiter zu passen? Laß das Geschwätz!“ fährt ihn der Bauer an.

„Alle Farbigen sagen, daß großer Orlog kommt“, sagt der Mann ruhig.

„Ist das ein Grund für dich, heute schon zu faulenzten? Ich kümmere mich übrigens nicht um das, was die Schwarzen reden. Was wissen die Schwarzen.“ Warum sagt er das alles, muß er denken. Es ist, weil er fühlt, daß er den Burschen da nicht los wird. Er spürt es wie Ohnmacht.

„Kann man nicht sagen, was sie wissen“, nimmt der Mann sich wieder das Wort, „aber sie spüren es vorher. Darum sagen sie, daß das Land tot sei —“

„Und du singst es schon seit Tagen.“ Der Bauer atmet schwer. Vergeblich müht er sich, es zu unterdrücken. „Man bekommt es nicht mehr aus dem Ohr heraus. Halt den Mund!“

„Ich werde den Mund halten“, sagt der Hottentott.
„Geh jetzt an die Arbeit!“

Der Farbige steht noch immer. Er spürt die Unsicherheit des Bauern. Eine wachsende Ohnmacht. Dieser Weiße da, der sonst vor seinem Tisch gefessen und das Nötigste mit ihm ruhig halb über die Schulter gesprochen hat, steht dort nun plötzlich breitbeinig im Zimmer. Der Bauer ist ihm keinen Hufnagel mehr wert. Ganz plötzlich überkommt ihn das.

Und Christian weiß nicht, wie er den da aus seiner Stube hinausbringt. Er hat ihn an die Arbeit geschickt, aber er ist nicht gegangen. Christian ist gutmütig und gibt jedem das Seine. Auch dem Farbigen. Aber aus dem Gefühl des Abstandes. Doch der da spürt den Abstand nicht mehr.

Der Hottentott sagt nach einer Weile:

„Ich sehe sein Pferd, Baas. Seine Flanken fliegen wie Flügel.“

Er steht da wie ein schlechter Niggerfinger in einer Bar.

„Geschwäg“, fährt Christian wieder hoch. Er hätte diesen Menschen hinaustreiben sollen. Mit einem

Fußtritt, wenn es nicht anders ging, — oder mit der Peitsche. Aber er hat noch keinen Schwarzen geschlagen bis jetzt. Und nun wäre es zu spät, überkommt es ihn. Auch das würde nichts mehr helfen.

„Klein wie ein Stäubchen“, versucht er zu spotten, „so redest du? Und du siehst ihn wahrhaftig und hältst dabei die Augen geschlossen?“

„Der Baas sieht ihn jetzt auch, dünkt mich“, versetzt der Schwarze. Er sagt es ganz ruhig. Er hat es nicht nötig, frech und laut zu werden. So fühlt er das. Aber der Bauer, der muß sich wohl aufregen.

„Laß das“, erwidert Christian wieder ruhiger. „Du gehst jetzt hinein zur Frau und sagst ihr, daß Besuch kommt. Sie soll den Kaffee bereit halten für den Besuch!“

Der Hottentott geht sofort zur Thür, die in die Küche führt.

Er hält es nun für richtig zu gehen.

— Christian lehnt eine Weile am Tisch. Dann setzt er sich. Er merkt, wie das in aller Heimlichkeit frech wird. So viel hat er seine Hottentotten im ganzen Jahr nicht reden lassen wie eben diesen, der hier im Zimmer stand und schwatzte. Lächerliche Worte, gewiß. Wenn man sie ansah äußerlich und überprüfte, war da kaum eine Einwendung möglich. Aber das, was dahinter saß! Es war klar, der Farbige witterte seine Stunde wieder. Er darf ohnehin Waffen tragen. Schon vor Jahrzehnten hatte man gegen die

Bauern Sottentottenbataillone aufgestellt. Weiße Missionare hatten in Büchern, die sie schrieben, Engel aus diesen Farbigen gemacht. Alte Jungfern in Europa hatten es wie Kaffee und Kuchen hinuntergeschluckt und in Kränzchen Strümpfe für die armen Farbigen gestrickt. Aber die Engel machten wunderschöne Gewehrpfropfen daraus, und wenn ihre Knarren reparaturbedürftig wurden, besserten sie die Diener Gottes aus, die in ihren Häusern richtige kleine Werkstätten hatten. Alles wurde getan, jedes Mittel war recht, um diesen halsstarrigen Bauern im Land den Nacken krumm zu machen. Das waren große Fehler gewesen. Man hat sie wohl eingesehen. Aber man konnte darum nichts ungeschehen machen. Und das Gedächtnis der Farbigen ist gut. Was half es, daß man erkannt hat, wie groß das Unrecht war, das man diesen Bauern tat, die das Unglück hatten, nichts als nur Bauern zu sein in einer Zeit, die nur das Geld und den Gewinn kennt.

Was hilft es, daß es nun wohl an die hundert Jahre bald zurückliegt, als man ein Sottentottenbataillon in eine Kirche der Bauern gelegt hatte, um sie zu reizen, um sie zu erniedrigen? Die Farbigen wußten das heute noch alle, jedes Kind, das sie haben, bekommt die Geschichte so lange erzählt, bis sie eingebrannt ist in seinen Hirnkasten. Lange war das her, gewiß, aber es war nicht auszulöschen; es lebte fort und wuchs; denn es war eine Sünde, begangen an der Rasse.

Wenn nun der Krieg kam? Wer kämpfte dann gegen wen? Wer zog den Nutzen? —

Christian sitzt wieder über der Bibel. Er kommt nicht los davon heute.

„Es geht wider das Recht und das Blut, das Blut im engsten Kreis.“ Er will die Worte sprechen, aber die Lippen formen sie nicht.

„Es darf nicht sein, Herr Gott, das kannst du nicht zulassen“, stöhnt er.

Seine Hand klappt den schweren hölzernen Deckel des Buches auf. Da stehen auf den ersten Blättern die Wittows alle Namen bei Namen.

Er hat sonst auch viel darüber gefonnen und sich gefreut an der langen Reihe tüchtiger Menschen.

Aber weiter hat es ihn nicht gekümmert.

Nun liest er die erste Eintragung in der rotbraunen steifen alten Schrift auf dem grauen Papier. Der Finger geht langsam Zeile für Zeile ab:

„Und also habe ich, der Kriegshauptmann Willem Wittow, gebürtig im Rügenschcn, mich aufgemacht, Kriegsdienste zu nehmen bei den Holländern im südlichen Afrika, nachdem der große Krieg in Deutschland sein Ende gefunden, und ich nicht hatte, wovon zu leben mit Weib und Kind, als was wir auf dem Leibe trugen und mein Gewaffen und dieses Bibelbuch, in das ich also schreibe. Und so habe ich denn an dem Tage, da unser Schiff in der Tafelbai vor Anker ging, am Vorabend unserer Landung den Namen Wittow angenommen, meiner lieben Her-

kunft wegen. Am dreiundzwanzigsten im November des Jahres eintaufendsechshundertundfünfzig. —“

— — Der Bauer bringt das Herz heute nicht los von diesen alten Worten, die er seit seiner Kindheit schon auswendig kann.

Er dreht und wendet sie in sich wie eine Kostbarkeit, die er da eben erst entdeckt hat, und er spürt, wie er von dieses Mannes Leib und Seele kommt, wie er von seinem Fleisch ist und von seinem Blut. Mag es auch lange her sein, und Name auf Name dazwischen liegen von Menschen, die er nie gesehen, von denen nur die paar Sätze hier berichten, daß sie gelebt haben und einmal dann starben.

— — Er hat nicht gehört, daß lange schon Kornelia die Thür zur Küche aufgemacht hat und auf den rechten Augenblick wartet, um das Ihre zu dem allen zu sagen.

Sie weiß, was mit dem Manne ist. Und sie mag es nicht leiden, wenn er so in seinen Gedanken dahockt zuweilen. Sie ist hart und wach und sieht den Dingen ins Auge, packt sie derb an, auf der Stelle, und nicht erst nach langem Überlegen wie Christian.

Das hat ihr nichts von ihrem Besten genommen. Aber es hat sie blühend und straff gehalten. Innen und außen. Weder auf dem Herzen noch auf dem Leib hat sich da Trägheit zeigen können.

„Du mußt immer rumoren, Christian“, sagt sie mit ihrer gesunden Stimme und lacht dabei etwas. „Manchmal hast du es sogar mit dem großen Wort jezt. Du palaverst mit Isak, mit dir selber und aller

Welt. Sogar mit dem lieben Gott handelst du an. Und mit Rut hast du es auch gehabt. Sie sitzt mir in der Küche und sagt kein Wort?"

Er sieht sie an und macht eine ungewisse Bewegung mit den Schultern.

„Warum sagst du denn jetzt nichts?“ fährt sie fort. „Du siehst mich an, und dabei blickst du durch mich hin wie in eine große Ferne. Machst du die Augen klein, um in die Dinge zu sehen?“

„Das kann wohl niemand, Kornelia“, sagt er.

Sein Ton gefällt ihr nicht. Er spricht ihr wie ein schlechter Prediger am Sonntag nachmittag, dem die Sonne zu heiß auf den Hut brennt, meint sie. Darum will sie, daß Schluß sei mit dem Spintisieren und redet davon, daß sie sich alle auf den Feiertag gefreut hätten, sie auch, und sie hätte sich mit ihrer Arbeit nach Kräften beeilt, um wenigstens den späten Nachmittag mit hm auf der Veranda sitzen zu können.

„Gefreut?“ fragt er. „Und auf diesen? Warum gerade auf diesen, Kornelia?“ Er sagt das, trotzdem er vorhin noch ganz anders gedacht und gesprochen über diesen Feiertag.

Sie weiß wohl, was da alles in ihm zusammenkommt, aber sie tut, als höre sie den leisen Vorwurf nicht.

„Sawohl, auf diesen“, sagt sie fröhlich. „Wir wollen die Jungen lebendig halten durch unser Starksein, Christian!“

Sie ist unter ihren Worten näher gekommen und steht dicht vor ihm. Da muß er ihre Hand flüchtig fassen und sie ein wenig drücken.

„Wie schön du trösten kannst, Kornelia, mit hartem Wort“, sagt er und wird freier und ruhiger. „Verzeih mir. Ich hatte Unrecht. Aber das ist es ja nicht, das nicht. Ich halte sie schon lebendig auf die rechte Art — —“

Er spricht nicht gleich weiter.

„Aber du bist so unruhig, Christian. Sag mir, was ist“, bittet sie.

„Immerzu bitte ich um ein Zeichen“, fährt er fort. „Doch Gott schweigt über dem toten Land und hält den Atem in seiner Brust gespannt. —“

Es klingt, als suche er Hilfe, als wäre alles dunkel um ihn, und er findet sich nicht.

„Christian“, sagt die Frau fast unwillig. Sie löst ihre Hand aus der seinen und streicht ihr Haar glatt, von dem man nicht weiß, ob es silbern oder weiß-blond ist. Sie bläst eine Strähne, die ihr über die Stirn hing, nach oben und sieht sie eine Weile an. Nein, es ist kein blondes Haar mehr, schon lange nicht. Damals im Lager ist es weiß geworden. Sie streicht die Strähne sorgfältig zurück. „Christian“, hebt sie dann erneut an, „so wie du reden die Erzwäter in der Bibel. Aber das ist lange her. Und es sind keine Worte für dich. Spürst du es nicht? Du bist ganz anders. Du hast nicht nur einen Hirtenstab. Du hast vieles andere. Du hast viel geschafft mit deinen

Händen. Sie sind nie müßig gewesen. Sollen sie dir nun lahm werden vor der Zeit?"

„Weil ich nichts vorwärts bringe seit Tagen schon, meinst du, Kornelia? Spürst du denn nicht, daß dies jetzt wichtiger ist als die Arbeit? Spürst du nicht, was kommt? Geht es nicht um das Allernächste? Vergeude ich meine Zeit? Bin ich um Nichtiges träge?"

Er stößt seine Fragen aus sich heraus mit jäher Kraft, aber ganz unterdrückt, ganz leise. Er schämt sich fast der vielen Worte, die auf einmal da sind. Er lehnt sich über den Tisch, der zwischen ihnen ist jetzt, weil Kornelia sich zu ihrem Nähtisch wendete. „Wenn Gott spricht, sei untertan der Obrigkeit, die Gewalt über dich hat? Sie haben die Gewalt, Kornelia! Sie sind jetzt die Obrigkeit! Ich frage dich: kann Gott es zulassen, daß uns der Orlog über Nacht anfällt, daß wir reiten müssen gegen die in Südwest? Wenn seines Wortes Sinn sich verkehrt, nach dem wir handeln sollen, ist da die Bitte um ein Zeichen nicht richtig? Hier, da steht es zu lesen, Kornelia. Wittow hat er sich genannt, nach dem, was ihm lieb war, und was er lassen mußte. Das sagt, daß wir auch von denen stammen, gegen die wir dann reiten müssen.“

„Lege die Bibel aus deinen Händen, Christian. Das Buch ist groß, und du kannst daraus lesen, wonach dir der Sinn steht“, antwortet sie nach einigem Denken.

Er hebt sich fast von seinem Sitz:

„Danach, meinst du, steht mir der Sinn? Gehorchen müssen und reiten? Das nicht, Kornelia, das

nicht! Meine Hände haben Rahmen um Rahmen in die Büchse gedrückt. Am Colesberg war das und bei Vinsburg und Potcheffstroom, und wo immer das Recht war. Aber diesmal kann's doch kein Recht sein?" Er fällt zurück, kämpft die Erregung nieder. Dann sagt er: „Und doch geschähe dies nach Gottes Wort.“

„Gottes Wort“, erwidert Kornelia, „es geht nicht um das Wort, sondern um den Sinn. In das Buch dort kannst du mit dem Messer stechen, wenn es dir um Worte ist. Aber darum geht es doch dir nicht, Christian. Darum sage ich dir: Auch aus dir spricht Gott, wenn du mit ihm einig bist.“

„Du weichst aus“, versetzt er, „du weichst aus, Kornelia. Spürst du es nicht, es wird ein Krieg sein, wo der Bruder aufsteht gegen den Bruder. Aller Sinn wird verkehrt, und jeder wird jedermanns Feind!“

„Wer spricht vom Orlog?“ wehrt sie sich halb.

„Spürst du nicht, mit deinen Worten, wie auch in dir alles sich stemmt gegen das, was kommt?“ fragt er.

Sie fühlt es, gewiß. Aber ihr gesunder Sinn lehnt sich auf gegen den hereinbrechenden Widersinn.

„Nein, Christian“, sagt sie still. „Ich weiche dir nicht aus. Ich weiß auch das Zeichen für dich“, fährt sie nach einer kleinen Weile fort und ist wieder ganz ruhig und gefaßt, „lege deine Finger in deine tiefen Narben und höre dein Blut hinter der dünnen Wand. Gott in seinem Buch sieht den Einzelnen

und nicht die Völker an. Nimm du das Zeichen da aus dir selber, Christian. Was spricht es?"

Er lauscht in ihre Worte gespannt hinein, dann geht ein Schein über sein Gesicht, und er sagt:

„Dann bin ich ja auf dem rechten Weg, wenn du das meinst — —“

„So meine ich es“, erwidert sie. „So und nicht anders. Wir wollen, wenn es kommt, nicht schwächer sein als vor zwölf Jahren.“

Eine scheue harte Zärtlichkeit ist zwischen ihnen.

Nur in den Augen. Keine Hand rührt sich, um sie zu zeigen. Kein Mund öffnet sich. Es ist nicht nötig.

Sie wird wieder in ein Lager gehen und mit den anderen Frauen dem Kommandanten ins Gesicht lachen, wenn er ihre Unterschrift unter eine Bitte um Frieden will, die den kämpfenden Männern zugeschickt werden soll, um sie weich zu machen, sie zum Nachgeben zu veranlassen.

Er wird sein Pferd satteln, ein Päckchen Trockenfleisch in die Decke rollen und Büchse und Patronengürtel umhängen. Und reiten.

— „Vorläufig“, sagt er beruhigt, „bleibt nichts übrig, als alles erst kommen zu lassen. Aber nun haben wir es klar, Kornelia.“ Sie nickt mit dem Kopfe. Mehr ist darum nicht zu sagen.

Sie hat ihr Strickzeug zur Hand genommen, und die Nadeln klappern.

— — „Nun sag mir auch, was mit dem Kind ist, Christian“, will sie nach einiger Zeit wissen.

„Was soll mit dem Kind sein“, weicht er etwas aus. „Wir sprachen dieses und jenes.“

„Warum willst du es mir nicht sagen?“ sieht sie auf.

„Weil ich denke, daß es nichts weiter ist, Kornelia —“

„Aber deine Stimme warnt —“

„Ja“, sagt Christian, nachdem er nachgedacht hat.

„Du hast es richtig gehört. Da ist etwas, was mich warnt. Nun du es aus meinen Worten hörst, muß es so sein. Auch du darfst das nun nicht mehr wollen, Kornelia —“

Sie weiß, was er meint.

„Du sprichst vom Sohn und meinst doch den Vater?“ fragt sie.

„Nein, Kornelia“, versetzt Christian, „da ist kein Unterschied. Danie ist ein Sohn, der dem Vater nachgeht in seinem Wollen. Und Gisbert Bronckhorst wird uns vollends aufgeben, wenn es so weit ist. Er trägt zuweilen noch den Bauernrock, aber ich sehe das scharlachene Futter —“

„Nimm es nicht so eng, Christian“, entgegnet sie.

„Er hat Freude an militärischen Dingen, und seine Uniform steht ihm gut. Warum soll das nicht so sein?“

Christian will wohl in leisem Erstaunen den Kopf schütteln über sie, die sonst doch in solchen Sachen ganz anderer Meinung ist, aber er sieht sie nur an. Wie hat sie eben noch gesprochen, und nun so? Aber er spürt, wie sie jetzt an das Kind denkt, nur an das

Kind, das ihnen blieb. Und es fällt ihm schwer zu antworten.

„Es ist nicht nur das“, spricht er und nimmt sie nicht bei ihren Worten, „da ist noch vieles andere, was du ja auch alles weißt, Kornelia. Aber dies allein genügt. Er ist keiner der Unseren mehr. Reiter und General trugen bei uns den gleichen Rock und das gleiche Gewehr. Bronkhorsts Auseres deutet sein Inneres an. Er hat unser Volk schon dran gegeben in seinem Herzen. Sieh, trotzdem Danie eine deutsche Mutter hat, der Vater hat ihn ganz zum Engländer gemacht. Und ihm mein Kind?“

Er hat lauter gesprochen, als er wohl wollte und legt die Faust schwer auf den Tisch bei den letzten Worten.

„Was ist das alles, Christian“, sagt sie traurig. „Was für eine Wirrnis —“

„Er war ein Afrikaner, der alte Bronkhorst, und er ist wieder zum Engländer geworden. Es ist wohl so weit alles, daß ich mit ihm sprechen muß. Bauer und Englischmann passen nun nicht mehr zusammen. Er wird das einsehen, denke ich —“

Er steht auf und geht mit seinen schweren Schritten durchs Zimmer, den Kopf gesenkt. Vor der Küchentür bleibt er stehen und sieht auf, Rut ins Gesicht, die da schon eine Weile im Türrahmen lehnt.

„Du sprichst etwas aus, Vater“, sagt sie verschlossen, „wovon ich nichts weiß bis zu diesem Augenblick. Ich kann dich nicht verstehen, Vater.“

„Du willst nicht, Rut, du willst nicht“, bringt er hervor.

Kornelia hat es auf ihrem Plaze nicht mehr gelitten, sie ist zu ihnen getreten.

„Spürst du denn nicht, wie du sie quälst?“ bringt sie in ihn.

„Und nun“, fragt er aus seinen Gedanken und sieht Rut immerzu an, „was ist aber jetzt?“

„Du hörtest und sahst, wo nichts war, Christian“, antwortet Kornelia. Sie hält seinen Blick ruhig aus. „Und wenn da etwas ist oder sein wird, das ginge nur sie an“, fährt sie fort. „Spürst du nicht, daß du hier schweigen mußt?“

„Was ist denn mit Danie, Vater?“ fragt Rut. „Seinen Namen habe ich ein paarmal genannt. Einige Worte habe ich hin und wieder mit ihm gesprochen, unter vielen Menschen“, versucht sie zu erklären, was nicht erklärbar ist. „Gestern sagte er, ich ritte eine schöne Stute, und er fragte, ob sie arabisches Blut hätte. Ich sagte ja und ritt schon weiter.“

Christian sieht seine Tochter an. Er muß aus der Entfernung seine Hand auf ihre Schulter legen, ganz behutsam.

„Rut, mein Kind“, bringt er heraus, „ich wollte dir nicht wehe tun mit meinen Worten. Vielleicht bin ich ungeschickt gewesen.“

„Ich weiß, daß du gut bist, Vater“, erwidert sie und faßt nach der Hand, die auf ihrer Schulter liegt.

Dann wehrt sie doch leise ab: Ich muß allein stehen können für das, was mit mir ist —“

Er nickte mit dem Kopf und geht wieder weg.

„So wird es sein müssen“, sagt er und sucht einen leichten Ton, „aber laß mich doch dieses eine Mal sagen, wie alles ist, Rut. —“ Er blickt zum Fenster hinaus. „Du bist das letzte von viere, die einmal waren. Du mußt mein Sorgen schon recht verstehen. Freilich geht das dich ganz allein an, was mit dir ist, immer, Rut, soll das so sein. Aber zwei fielen neben mir, und den dritten — —“ er spricht nicht weiter und winkt mit der Hand.

„Es ist ja nichts“, bemüht sich das Mädchen zu sagen, „gar nichts, Vater.“

Wie bereit er ist, das Wort aufzunehmen.

„Dann ist ja alles in Ordnung“, sagt er noch vom Fenster her und tritt in das Zimmer zurück.

— — Sie atmen ein wenig tiefer. Gewiß, es ist überhaupt nichts. Alles Gespinnst. Sie sehen sich an und wollen, daß es nichts ist, nichts mit dem Krieg, nichts mit allem andern.

Da steckt Isak den Kopf zur Verandatür herein und sagt, daß der Reiter jetzt vor's Haus ritte.

Wer es sei, fragt Christian breit und ruhig.

„Es ist der Farmer Frits Winnike, Baas“, antwortet der Farbige.

Da muß Christian wahrhaftig lachen.

„Es ist alles nichts, merkt ihr es auch?“ fragt er in der Runde. „Nun siehst du es, Isak. Ist das ein

wilder Reiter. Geh du hinaus jetzt und nimm ihm das Pferd ab!“

Der Hottentott verschwindet, und Christian lacht noch immer.

„Es ist gut, daß wer kommt, freut ihr euch nicht? Man wird ganz tiefsinnig vor Einsamkeit. Fris Winnike ist es. Dann mach du nur deinen Kaffee, Kornelia. Und Rut soll dir dabei helfen. Nun geht, ihr zwei!“

Das braucht er nur einmal zu sagen, und in der Küche geht gleich das Klappern los.

Christian tritt auf die Veranda hinaus, zieht die gute leichte Luft tief ein und steht da ganz breitbeinig und ruft froh:

„Nun komm nur herein, mein Alter!“

Der Farmer ist schon vom Pferd und kommt geschwind die Stufen herauf. Er ist wohl um einiges jünger als Christian und behender in allem.

„Grüß dich Gott, Christian Wittow“, sagt er und tritt mit ihm ein, schnell auch die Frauen in der Küche begrüßend. Dann geht er mit Christian ins Wohnzimmer zurück. Die Tür zieht er hinter sich ins Schloß.

„Nun verschnaud dich und setz dich, mein Junge“, redet Christian auf ihn ein. „Der Isak sorgt schon für den Gaul draußen. Es ist schön, daß du endlich mal kommst. Wir sitzen hier nämlich und warten auf Feiertagsbesuch. Uns war schon ganz dösig vom vielen Warten. Aber es wollte, wie es schien, über-

haupt keiner zu uns. Und nun bist du es, mein Alter!
Nun setz dich also!"

"Ja, ich war lange nicht bei dir, Christian, wie?"
fragt Winnike und geht mit seinen raschen Schritten
im Zimmer auf und nieder.

"So geht das eben. Was sich gern leiden mag,
das kommt am wenigsten zusammen", lacht Christian.
„Seid ihr nun auch durch mit der Zählung?“ will
er wissen.

„Freilich, schon vorgestern.“

„Zufrieden?“

„Es geht an, Christian.“

„Wenn du sagst, es geht an, dann war alles im
Lot, und der Stand übertraf die Erwartungen. Nun
setz dich aber her endlich. Was läufft du durchs
Zimmer. Kaffee kommt auch gleich. Hörst du, wie
sie klappern nebenan? Und dann wollen wir einen
Schnack halten, wie seit langem nicht, wie? Wir
sehen hier nämlich schon manchmal Gespenster,
weißt du?“

„So ist es also mit euch?“ fragt Winnike und
reißt an seinem kurzen hellen Bart. Er bleibt einen
Augenblick stehen, dann besinnt er sich und geht
wieder auf und ab. „Ja“, fährt er fort, „wir hätten
wohl viel miteinander zu reden, Christian. Aber wo
fängt man da gleich an?“

„Das wird sich alles schon finden“.

„Wenn nur Zeit dazu wäre, Christian!“

„Zeit? Die wollen wir schon haben, wir zwei!“

„Es geht nicht, Christian, es geht wahrhaftig nicht“, sagt Winnike und tritt zum Fenster.

Christian sieht hinter ihm her.

„Feiertags kommst du und hast keine Zeit?“

„Ja, das ist nun mal so, Christian, ich muß mich scharf ranhalten.“

– Sie haben schnell gesprochen, alle zwei. Wie in geheimer Hast. „Über den neuen Staudamm hast du fertig? Das war ja wohl deine Arbeit in den letzten Wochen, Frits?“ fragt Christian hinter seinem Rücken.

„Ja, der ist fertig.“

Winnike stampft leicht mit dem Fuße auf: „Nun ist der Isak, scheint es, doch mit dem Pferd schon weg.“

„Dem Tier geht nichts ab bei dem alten Pferdedieb da draußen. In seinen Gedanken sind alle Pferde, mit denen er zu tun hat, schon sein Eigentum“, sagt Christian.

„Es ist nur, weil er nicht absatteln soll.“ Winnike ruft zum Fenster hinaus: „Isak!“

„Was sind das für Stücke“, spricht Christian dicht hinter ihm. Der Hottentott fragt draußen, was er solle.

„Hörst du, Isak, nicht absatteln“, sagt Winnike zum Fenster hinaus.

„Halt den Gaul bei der Trense und führ ihn auf und nieder vorm Haus. Wisch ihm die Nüstern mal aus. Und dann tränken.“

„Ja, Herr“, antwortet der Hottentott.

Christian versucht leichtthin zu sagen, daß das ja schade wäre. Und dabei sieht er Winnike einen Augenblick lang an, daß der froh ist, als seine Augen den alten Tabakskasten entdecken und er hinwerfen kann, daß es wenigstens für eine Pfeife Tabak noch lange.

Christian holt den Kasten und stellt ihn auf den Tisch.

Winnike stopft sich die Pfeife und wendet keinen Blick von dem Geschäft.

„Ja, siehst du“, sagt er dabei, „nun wird es nichts mit dem Kaffee. Wenn der extra für mich gekocht werden sollte, dann mußt du ihn abbestellen.“

„Es ist Java, wie du noch keinen getrunken, ganz frisch hereingekommen. Ich habe ihn mich was kosten lassen, Fris“, versucht es Christian noch einmal.

„Es muß bei dem Fürstenländer hier sein Bewenden haben“, wehrt Winnike ab.

Da faßt Christian nach seinem Arm und sagt, daß das nicht zu ertragen sei, ob sie denn Feiglinge wären, die nicht sagen wollen, was ist.

„Eben nichts mit Kaffee und Kuchen“, antwortet Winnike. „Ich bin unterwegs schon seit Mitternacht. Wir rufen das Kommando zusammen!“ Nun weiß Christian ja alles, und trotzdem fragt er noch, ob denn etwa der Kaffer wieder keine Ruhe hielte, ob es gegen ihn ginge. Und als Winnike ihm antwortet, daß der Befehl da sei, zwanzigtausend Mann auf-

zubieten, da sagt er noch einmal, daß gegen die Raffern zu allen Zeiten vier, fünfhundert Mann genügt hätten. So sehr ist er bemüht, den letzten Funken noch am Leben zu halten, der schon längst keine Hoffnung mehr ist, nichts als der letzte Versuch, für einen kurzen Augenblick die Tatsache noch zu leugnen, die ihm da in die Augen brennt.

Winnike sieht von seiner Pfeife auf und sagt kurz hin:

„Nun weißt du es also, Christian. Das war mir das schwerste mit dir hier. Dir das zu sagen. Darum habe ich vorhin die Tür zugemacht zur Küche. Daß du nichts gemerkt hast. Ja, gegen die Raffern, da wären vier, fünfhundert Mann genug.“

„Mach es kurz also“, verlangt Christian.

„Das Ziel geht uns nichts an, sagen sie. Wir werden nur aufgeboten.“

Christian schüttelt wie im Staunen den Kopf: „So sieht es also aus, wenn es da ist, worauf man seit langem schon wartet. Wir werden aufgeboten und werden Südwest überfallen. Ganz einfach ist das. Wer befiehlt aber das? Wer sagt denn das?“

„Die, die nun oben sind von uns. Hoch oben, verstehst du! Da reicht der Qualm aus deiner dreckigen Pfeife und dein Wort nicht mehr hin, mein Alter!“

„Aber wer zwingt uns mitzumachen?“ fragt Christian, trotzdem er weiß, daß das alles nun keinen Zweck mehr hat. „Die Union hat doch eine Verfassung und ist ein selbständiger Staat?“

Winnike lacht voll Bitterkeit: „Selbständig? Welcher Staat ist heute noch selbständig? Ist der Baum noch ein Baum, in dem der Wurm steckt, der ihn frißt? Er ist nur noch Wurmfutter. Du wohnst sehr weit und sehr einsam, Christian, daß du das noch nicht begriffen hast. Darum weißt du eben nicht, daß sie sich in alles bohren, die Würmer. Die paar Männer in dem sogenannten Parlament hatten es sich schnell überlegt!“

„Hatten, sagst du, hatten?“ fragt Christian.

Winnike sagt ganz leise:

„Christian, es ist nicht nur die Mobilmachung. An allen Ecken klebt es seit heute früh: Um ein Viertel vor zwölf zur Mitternacht herrscht Kriegszustand zwischen der Südafrikanischen Union und Deutschland.“ Und dann fährt er rasch und trocken fort, ganz knapp: „Das Kommando steht also heute nacht Schlag zehn Uhr bei der Kirche. Mundvorrat für acht Tage. Ausrüstung und Waffen an Ort und Stelle.“

Christian hört es und hört es wohl auch nicht.

„Ach so“, meint er wie müde. „Ja. Wem sagst du das?“

„Allen die es hören müssen.“

„Richtig. Du bist ja doch der Kornett, wie?“

„Das weißt du doch, Christian. Seitdem du es verweigert hast, bin ich es.“

„Natürlich, sie konnten keinen besseren finden.“

„Ich hielt es für richtiger, wenn du es geblieben wärest, Christian.“

– Sie haben leise gesprochen bis dahin. Aber auf einmal sagt Christian laut und breit:

„Du oder ich, das bleibt sich ja gleich, Fris Winnike. Dann können wir ja also doch noch unseren Kaffee in Gemütlichkeit trinken und von der alten Zeit reden!“

Winnike zuckt die Achseln.

„Oder von der neuen“, fährt Christian in unterdrückter Erregung fort. „Du hast recht, das ist jetzt wichtiger. Es muß viel besprochen werden und überlegt.“

Da sagt ihm Winnike, daß er ihn nicht verstehe.

Christian kann die Angst, die ihn schüttelt, nicht mehr verbergen: „Du mich nicht, Fris Winnike? Du mich nicht? Ja, was ist denn mit mir, daß du mich nicht verstehst? Ich kämpfe mit meinen Worten hier vor dir“, bringt er heiser heraus, „mit meinen armen paar Worten, und du verstehst mich nicht? Du nicht?“

Er beugt sich weit vor und sieht dem andern in sein Gesicht: „Oder täusch ich mich“, spricht er Silbe um Silbe und wiederholt es noch einmal: „Oder – täusch – ich – mich?“

Winnike hält dem Blick mit Mühe stand und sagt schwer:

„Nun sprich es doch aus, Christian. Sprich es ruhig aus –“

„Ich meine“, leucht Christian, „weil doch dann niemand reitet von diesem Kommando — hörst du denn nicht?“

Winnike hebt das Kinn ein wenig. In einem Schmerz wohl, aber vor allem, weil er sich hart machen muß, ganz hart.

„Christian“, erwidert er, „nun muß ich dir sagen, daß du dich täuschst.“

„So? So ist das also mit dir?“

Christian geht ein paar Schritte, um sich Luft zu machen und sieht auf die Bilder der Jungen an der Wand.

„Wer nicht will vom Kommando, der soll seinen Namen in die Liste hier schreiben“, sagt Winnike und legt ein Papier auf den Tisch.

Ob er der erste oder der letzte wäre, bei dem er eintehre, will Christian wissen.

Er sei einer von den letzten, natürlich.

Dann solle er seinen Wisch zeigen.

Winnike hält ihm die Liste hin.

„Über siebenzig gehören zu unserem Kommando, Fris, nicht?“

„Ja.“

Christian sieht auf das Blatt. „Und von ihnen haben also sechsundsechzig die Namen hierher geschrieben. Es ist schön von dir, daß du mir die Freude machst, das auf dem Papier hier zu sehen. Auf den Farmen sitzen die Männer, Fris. Wären alle andern, die in die Städte gingen, auch Bauern geblieben,

die dreihunderttausend, die sie vor zwölf Jahren gegen uns in den Krieg führten, die könnten heute wieder kommen. Und noch mehr.“ — Er prüft ruhig die Liste. „Sechszundsechzig haben die Namen hierher geschrieben. Und Leute dabei, von denen man es gar nicht gedacht.“ Er hält sich an einen Gedanken, der ihm kommt: „Es ist nicht richtig, daß du mich auch prüfen wolltest mit deinem Gerede von vorhin, mein Alter. Aber wie du willst. Du bist ja jetzt der Kornett und kannst das machen, ganz wie du willst.“ — Er holt umständlich das Tintenfaß und die Feder vom Bord und setzt sich nieder. „Sieh her also“, sagt er, „so schreib ich.“

Und er fügt seinen Namen dazu. Dann hält er dem andern die Feder hin:

„So, und nun du, Friß Winnike —“

Der sieht nicht auf die Hand, die ihm die Feder reicht.

Er sagt nur, daß vier nicht auf der Liste ständen.

Er wolle die Namen nicht wissen, erwidert Christian.

„Aber du mußt wissen, daß ich einer von diesen bin“, fällt Winnike ihm ins Wort. „So, nun weißt du es.“

„Das doch nicht, Friß, das doch nicht —?“ fragt Christian schwer. Aber Winnike hält sich ganz unbewegt. „Da hilft nichts mehr von“, ist alles, was er hervorbringt.

Ob es denn wirklich so gewesen wäre, daß auch Friß Winnike damals dabei gewesen sei bis zum Schluß? muß Christian ihn fragen.

Aber Winnike hält das harte Wort aus:

„Bis zum Schluß, ja. Bis es nicht mehr ging. Und es ging nicht mehr weiter. Der Feind schlägt, bis du umsinkst und stirbst —“, preßt er aus seinem Munde.

„Oder in die Knie gehst vor ihm —?“ höhnt Christian in seinem raschen Zorn zu dem vor ihm Stehenden hinauf.

„Oder auch das, ja.“ Und Winnike verhält die Qual, die in ihm zuckt, mit Mühe.

Da wird Christian immer unerbittlicher in seiner Säheit, die stets gleich da ist und ihm zu schaffen macht. Er sieht nichts als die eigene Not, hört nichts als sie.

„Du bist nicht umgesunken — du bist nicht — gestorben —!“ stößt er hervor.

Aber Winnike bleibt noch immer ganz ruhig.

„Ich bin nicht umgesunken. Ich bin nicht — gestorben“, wiederholt er mechanisch. „Ich lebe — —. In die Knie gehen, so hast du das eben genannt. Gut. Damals nicht, aber heute, siehst du, da habe ich es getan. Nennen kannst du es, wie du willst, Christian. Du warest sehr — gnädig mit mir, als du es — nur so — — nanntest.“ Seinen Körper hat er straff gehalten. Raun seine Lippen haben sich bewegt, als er die Worte gesprochen. Aber nun geht ein Zucken über ihn hin, und seine Stimme gehorcht ihm nicht. „Dreimal haben sie mir alles verbrannt! Erst die Farbigen und dann die Weißen! Faru und

Rinder beim letzten Mal verschleppt, und alle sind im Lager verreckt!“

Er verschränkt die Hände ineinander, und es ist, als hielte sich eine an der anderen fest, damit der Mann nicht hinfällt um nie wieder aufzustehen. Dann sagt er ruhiger: „Ich will das behalten, Christian, wo ihre Füße geschritten sind, die Luft atmen, die sie geatmet haben — —“

Er lehnt zitternd in der Fensterwölbung und hält sich nun da fest. Seine Füße treten hin und her, als hätten sie keinen Halt.

„Ist das so schlimm, was ich tue?“ fragt er leise. „Siehst du, nun lassen sie mir Ruhe. Nun kann ich bleiben.“ — Er faßt sich wieder und spricht ruhig und knapp wie es seine Art ist: „Ich habe dir gesagt, wie es ist, Christian.“ — Er wartet auf eine Antwort. Er findet keine. „Sagst du mir nichts, Christian?“ drängt er darum. „Sieh, es steht geschrieben: ein jeder sei untertan der Obrigkeit — —“

Da wendet sich Christian ihm zu: „Sprich es nicht weiter, hörst du, sprich es nicht weiter. Soll denn alles ins Wanken kommen?“

Aber Winnike fährt fort und sieht ihn mit großen Augen an:

„— untertan der Obrigkeit, die Gewalt über ihn hat!! Was soll denn ins Wanken kommen? Wir wollen daran nicht auch noch rüttein. Sollen wir den letzten Anker kappen, der uns vor der Brandung hält? Und sei er noch so alt und schlecht? Christian,

es hinkt wohl sehr, dieses Wort, zumal für uns hier alle. Aber sieh, ich halte mich dennoch daran. Denn ich will nichts mehr weiter, nur das bißchen Land, wo sie gelacht und gespielt haben. Sie waren noch so klein, Christian. Drei Stück zwischen zwei und fünf Jahren. Und die Frau dazu — —“

Er bewegt die Lippen noch. Aber nichts ist mehr zu hören.

„Es ist ein furchtbares Wort“, sagt Christian abgewandt. „Und es lahmt wie ein altes Pferd. Und doch soll Gott so gesprochen haben. Ich bin auch vor der Gewalt zu Kreuze getrocken damals. Aber nur bis hierher! Und wenn ich mir das Hirn dran zerstoße — das kann — Gott — nicht — wollen —!“

„Mir geht es weniger um das. Mir geht es um das, was ich vorher sagte. Warum antwortest du mir darauf nicht, Christian?“ fragt Winnike.

„Auch das“, spricht Christian, „auch das darf einen nicht halten, meine ich. Und was mich anlangt, ich sage dir: Es wird nicht geritten!“ Seine Stimme ist wieder breit und voll und wuchtet durch den niedrigen Raum.

— — Die Frauen haben schon längst in der Tür gestanden.

Sie haben alles gehört, und dennoch fragt Kornelia noch einmal, was es denn gäbe. „Friß Winnike“, will sie wissen, „was ist es?“

Und Winnike spricht wie auswendig gelernt:

„Mein Kommando tritt heute nacht zehn Uhr

bei der Kirche zusammen. Mundvorrat für acht Tage. Waffen und Ausrüstung an Ort und Stelle.“

„Du reitest also, Fris, wie mich dünkt?“ fragt Kornelia.

Winnike nickt mit dem Kopf.

Es will ihr noch nicht in den Sinn.

„Mit den Waffen wollt ihr gegen die paar Deutschen dort?“ fragt sie wieder.

„Heute nacht“, antwortet er, „gehen wir über den Oranje.“

Und nach einer kleinen Weile, da alle stumm geblieben sind über seinen Worten, sagt er zu Christian gewendet: „Du weißt es ja nun, warum ich es tue. Ich habe dir alles gesagt. Sag es den Frauen meinet halben, wenn ich weg bin. Weil ich deutsch bin, das meintest du ja wohl. Weil mein Vater von dort gekommen ist. Das wird noch anderen ähnlich gehen. Der General Albrecht war Feldwebel in einem Berliner Garderegiment. Aber das ist ja alles ganz gleichgültig. Jedenfalls — es ist nicht so leicht, wie du denkst, Christian —“

„Wir haben alles besprochen, denke ich“, entgegnet abwehrend der Bauer. „Wir wissen jeder, was er zu tun hat.“

„Ich grolle dir nicht, Christian!“ Winnike streckt ihm die Hand hin. Christian nimmt sie:

„Dann leb wohl, Fris. Grollen einander, das wäre verkehrt. Aber verstehen, siehst du, kann ich es eben nicht.“

Winnike gibt auch den Frauen die Hand. Er kann nichts mehr sagen. Aber sein Atem stößt hart. Dann geht er schnell.

— — „Ich verstehe das alles nicht“, sagt Rut nach einer Weile. „Er ist doch dein Freund, Vater? Ist es nicht so?“

„Aber er geht heute nacht über den Oranje, gegen die eigenen Leute, Kind!“

Sie schüttelt den Kopf über des Vaters Worte, über alles, was da um sie vor sich geht. „So weit treibt das alles“, denkt sie, „so weit.“

„Was solltest du uns von ihm sagen?“ verlangt Kornelia zu wissen.

„Hier sind die Füße seiner Kinder geschritten, darum tut er es“, antwortet Christian.

„Es ist eine große Qual für ihn, wir hätten ihn so nicht gehen lassen sollen, Vater“, sagt Rut nach einigem Zaudern. Und dann voll leisen Vorwurfs noch einmal: „So nicht.“

„Jeder ist auf sich selbst gestellt, Kind. Es ist schwer für einen jeden Einzelnen. Für keinen ist es leicht, was seiner wartet. Mein Name steht jetzt auch auf der Liste der Dienstverweigerer. In ein paar Stunden weiß es der Droft.“

„Ob sie es machen werden wie damals?“ fragt Kornelia noch.

Aber keiner sagt dann mehr etwas. Jeder ist stumm und hängt seinen Gedanken nach. Sie sitzen

schweigend am Tisch und trinken von dem Raffe, den sie mit Winnite zusammen trinken wollten.

Kornelia hatte unter den letzten Reden alles mit Rut hereingeräumt. Es war eine kleine Stütze, ein Halt, diese einfache Verrichtung, die der Gewohnheit entsprang. Das Getränk nun vor sich in der Tasse zu sehen, es auf den trockenen Lippen zu spüren, gab Sicherheit.

Der schöne gelbe Kuchen, den sie immer Feiertags haben, liegt, in lange Streifen geschnitten, vor ihnen. Und jeder hat ein Stück davon auf seinem Teller. Aber sie essen nicht viel davon.

Häufiger jedoch heben sie die großen hellblauen Raffeetassen mit dem breiten goldenen Rand an den Mund.

— — So verharren sie eine Zeit.

Bis Kornelia den Kopf hebt und meint, daß offenbar ein Pferd hinten beim Kral halte, sie höre es deutlich.

Dann sind auch Schritte zu vernehmen, die zögernd über den Hof kommen.

Kornelia sieht nach draußen. Sie hat den Mann erkannt, der vor dem Ausgang steht.

„Es ist Danie“, stellt sie fest. „Danie Bronkhorst.“ Christian hat sich inzwischen erhoben.

„Ich muß sehen, daß wir das Vieh beisammenhalten. Wer weiß, was kommt“, meint er und geht durch die Rüchentür hinaus.

„Du willst ihn nicht sprechen?“ wendet sich Kornelia ihm nach.

Er dreht den Kopf zurück:

„Nicht jetzt. Ich kann nicht.“ Er sagt es in seiner guten, immer heimlich ein wenig besorgten Art, nachdem er es doch noch einmal überdacht hat.

Kornelia blickt zur Tochter hinüber: „Bleibe nur ruhig, mein Kind.“

„Was denkst du, Mutter“, lächelt sie. „Es ist wirklich nichts. Wahrhaftig nichts.“

„Nun“, begütigt die Mutter, „nach außen Ruhe, das ist schon halber Gewinn.“

Sie will wohl noch etwas sagen, aber es klopft, und sie muß den Gast zum Eintreten auffordern.

Ja, da ist er also ausgerechnet an diesem Tage zum ersten Male seit langem wieder hier. Als Kind war er öfter da. Nun ist er fünfundzwanzig und spürt in der lieben alten Umgebung, an die er manchmal noch gedacht und die auch schon mehr als einmal nicht mehr dagewesen ist für ihn, daß er gewachsen ist, ganz anders geworden. Das macht ihn scheu und linkisch. War er sonst nicht schon sicherer? Ein fester, froher Bursch, der in die Welt paßt? Wo ist das alles? Er weiß nun wahrhaftig nicht, wo er die Hände lassen soll und reibt sie ein wenig an den kurzen englischen, etwas verwaschenen Shorts. Er denkt, daß es doch mehr Haltung gegeben hätte, wenn er in einem guten Anzug gekommen wäre oder in einem Bratenrock wie die Bauernsöhne. Sporthemd und aufgeschlagene

Ärmel, die nackten braunen Beine mit den hochgeschürnten Stiefeln daran, nein, das war also verkehrt gewesen.

Und da sitzen nun Rut und ihre Mutter. Beide sehen ihn an. Er macht eine kleine Verbeugung zu ihnen, wie er so an der Tür steht, fährt sich mit der Hand über das braune Haar und sagt endlich:

„Nun störe ich sicher.“

Er wird ganz rot dabei. Was will er eigentlich hier. Er weiß es und weiß es nicht. Vielleicht wünscht er sich einen Augenblick noch einmal, ein kleiner Junge zu sein um Kornelia auf den Schoß klettern zu können und die winzige Rut zu betrachten.

Aber nein, das scheint ihm kein guter Gedanke.

„Du störst nicht, Danie“, streckt ihm Kornelia die Hand entgegen. „Ich meine, es ist gut, daß du gekommen bist.“

Er sieht beide nacheinander an und wundert sich über die Ruhe, die sie zeigen. „Ich habe den Kornett Winnike vorhin reiten sehen. Ihr wißt also Bescheid?“ fragt er nach kurzem Entschluß, nachdem er beide begrüßt und sich gesetzt hat.

„Ja“, antwortet Kornelia, „eben haben wir es erfahren. Winnike war hier. Weißt du noch Näheres?“

Er rückt unruhig auf seinem Stuhl:

„Ich muß Dhm Christian sofort sprechen. Es ist wichtig.“

Kornelia hält ihn zurück, da er sich erheben will: „Der Dhm ist nach hinten gegangen.“

„Es ist sehr dringend, wie gesagt, ich wollte schon seit ein paar Tagen deswegen zu ihm. Aber nun überstürzte sich alles!“

Kornelia steht auf, da sie in sein erregtes, mageres Jungengesicht sieht. Sie merkt, wie er herausfühlt, daß der Ohm ihm aus dem Wege geht.

„Ich will ihm sagen, daß es dir eilt“, sagt sie und geht.

„Es ist sehr dringend, wie gesagt. Und dann“, fährt er fort, „damit ihr es alle wißt: Es ist vielleicht doch noch Hoffnung. Alle Oranjeoffiziere, auch die Engländer unter ihnen, haben sich in Versammlungen gegen den Krieg ausgesprochen. Und Delarey, Beyers und Kemp, die alten Bauerngenerale, haben an Botha eine Depesche gesandt. Die gesamte Bauernbevölkerung würde niemals zu einem Raubzug gegen Südwest bereit sein, jawohl, das haben sie ihm mitgeteilt!“

Kornelia ist stehengeblieben: „Das sind unsere angesehensten Führer, die das Heer in der Hand haben, Danie!“

„Ja, da ist wohl Hoffnung, Tante, meint ihr nicht auch?“

Wie verlangt es ihn nach einer guten Antwort!

„Jedenfalls scheint noch nicht alles verloren“, überlegt Kornelia.

„Dann ist es ja gut, wenn du das meinst, Tante“, sagt Danie erfreut.

„Ich werde es also Ohm Christian sagen, daß du ihn sprechen willst Danie.“

„Wenn du so gut sein willst, Tante?“

Er hat es erst nicht gewagt, Tante zu ihr zu sagen. Nun merkt er, daß er es mehrere Male schon getan hat.

Sie sieht ihn wohlgefällig an. Sie fühlt, daß sie gut sein muß zu dem Jungen da. Aber wo sind die Worte, die sie braucht? Es gibt keine Worte. Sie sagt nur: „Ich hätte dich fast nicht wieder erkannt, Danie. Wir haben uns lange nicht gesehen. Ein kleiner Schulbub warst du damals noch —“

„Ja, früher“, fällt er ein, „da seid ihr öfters zusammen gewesen, Vater und ihr. Und wir Kinder auch.“ Er bricht ab und fährt dann fort: „Ich war auch auf dem College, eine ganze Zeit.“

Kornelia fühlt, wie das kleine Gespräch sich doch nur mühselig hinzieht und bricht darum ab: „Ich gehe also erst einmal. Bis nachher, Danie.“

„Bis nachher, Tante Kornelia“, antwortet Danie. „Ich danke dir, daß du so gut zu mir bist“, sagt er noch schnell, ehe sie die Thür schließt.

— — Rut räumt den Kaffeetisch auf, um etwas zu tun zu haben, nachdem die Mutter gegangen ist. Danie hat erklärt auf ihre Frage, daß er satt sei. Immerhin hat er sich redlich bemüht, Kaffee zu trinken und Kuchen zu essen.

Er ist bald wieder aufgestanden und hierhin und dorthin im Zimmer gegangen. Er lennt das ja alles. Hier hat sich nichts geändert in den letzten Jahren. Aber es ist eine gute Beschäftigung, nach diesem und jenem zu sehen.

Am Gewehrschrank ist er stehengeblieben und nimmt die eine und die andere Büchse heraus. Zwei von den alten Elefantenbüchsen, die er als Kind mit ehrfürchtigem Staunen angesehen, stehen wahrhaftig immer noch da. Was hat der Ohm von den riesigen Dingen für Wundergeschichten erzählt, die wie kleine Kanonen schießen und den Schützen fast umwerfen. Bei Kugeln von einem Viertelpfund ist das durchaus wahrscheinlich, und daß eine einzige Ladung gehacktes Blei in die Spieß der Zulus eine breite Lücke riß, erschien ihm auch heute noch glaubhaft.

Immerhin meint er jetzt zu Rut, daß die Donnerbüchsen eigentlich in ein Museum gehörten.

Als sie nichts dazu sagt, nimmt er das leichte kleine Magazingewehr heraus, das ihr gehört.

„Deines?“ fragt er, nachdem er es besehen.

Sie sieht kurz auf: „Der Name steht doch drauf, Danie, da, in den Kolben geschnitten.“

„Richtig“, sagt er ertappt, denn er hatte es wohl gesehen. „Schade, daß das Kaliber zu klein ist“, fährt er fort, „da die großen Kanonen, und hier das kleine Rindergewehr —“

„Richtige Gewehre sind nicht für die Bauern, Danie“, sagt sie ruhig. „Die bleiben den Soldaten vorbehalten —“. Sie stockt.

Er nickt mit dem Kopf: „Und den Hottentotten, so wolltest du sagen.“

„Ja“, erwidert sie, „der Farbige darf ein richtiges Gewehr tragen, der Bauer nicht.“

Er stellt die Waffe in den Schrank zurück.

– Sie stehen beieinander und sagen nichts.

Bis Danie die Frage hinwirft, endlich:

„Wie ist das, Rut, reitet dein Vater im Kommando?“

Sie sieht ihn erstaunt an:

„Wie kannst du fragen? Mein Vater verweigert den Dienst. Er wird nicht reiten.“

„Verzeihe mir, Rut, meine Worte –“. Er sagt wieder eine Weile nichts. Dann sieht er auf und muß doch wieder davon reden: „Dann steht sein Name also auf der Liste?“

„Danie, wir wollen nicht davon reden“, erwidert sie fest.

„Damit machen wir es auch nicht tot, Rut.“ Er wird wieder etwas unruhig. „Ich muß unbedingt deinen Vater noch sprechen, Rut.“

„Ich habe es ihm gesagt“, antwortet sie zögernd, „aber mein Vater ist nicht da, Danie –“

Er blickt vor sich hin: „Ich weiß. Das war also seine Antwort. Als ich hier vorn herauf kam, habe ich ihn hinten beim Kral nach seinem Pferd rufen hören.“

„Es war wichtig, Danie“, versucht sie zu sagen. „Das Vieh muß zusammengetrieben werden.“

„Wie ich es dachte“, versteht er. „Dann mußt du es ihm sagen, Rut, hörst du, daß er nichts Unüberlegtes tut.“ Er wird dringender.

„Überall sprechen sie davon, daß welche von den Bauern versuchen wollen, durch die Furten zu den

Deutschen hinüberzukommen. Er darf es nicht tun, hörst du, Rut?"

"Wenn er das wollte, könnte ihn niemand daran hindern", wehrt sie seine Worte ab.

"Ich werde doch mit ihm sprechen", sagt er trotzig.

"Denie nicht, daß er über seine Absichten mit dir reden wird, Danie", entgegnet sie.

Er atmet kurz aus nach diesen schnellen Worten, die sie beide sprachen.

"Warum bist du so hart mit mir, Rut?" fragt er dann.

"Soll ich vielleicht weinen, Danie?" versucht sie zu scherzen. "Ich sage alles nur so, wie es ist."

— Sie sind immer noch am Gewehrshrank. Endlich tut er ein paar Schritte ins Zimmer hinein. Er steht da und überlegt und wiegt seinen Kopf etwas. Es ist eine unbeholfene und schüchterne Bewegung, die ihm Sicherheit geben soll.

"Es war doch alles gut, wie du es gesagt hast, Rut", beginnt er aufs neue. "Ich kann es nicht so mit den Worten ausdrücken, Rut, aber dies sollte mein erster Tag hier sein, wie ich es nennen will. Vor dir, Rut."

Er wartet wohl sehr auf eine Antwort. Und obgleich er sie nicht bekommt mit Worten oder einem Blick oder einer Bewegung, muß er sie doch empfangen haben. Denn er nickt nach einer kleinen Zeit ruhig und zufrieden. Und er sagt: "Du hast mich auch so verstanden, Rut. Ich weiß es. Und nun muß ich wohl gehen, da ich dir das gesagt habe."

Er wendet sich zur Tür hin. Aber da nimmt sie die Ellenbogen von dem Gewehrschrank, an dem sie noch immer lehnte, und sagt ohne ihn anzusehen:

„Bleib noch etwas, Danie.“

„Ja, Rut.“

Er steht still.

„Aber sprich nicht mehr weiter, hörst du?“ bittet sie.

„Warum nicht?“ fragt er.

„Weil alles sinnlos geworden ist.“ Ihre sonst so volle Stimme ist ganz trocken.

„Rut –!“

„Schweig, Danie“, wehrt sie. Und hat nun keine Worte mehr.

Aber er weiß jetzt alles.

„Ich bin so glücklich, Rut“, kommt es von seinem Mund. „Aber was geht das andere alles uns an?“

„Uns?“ versucht sie zu fragen. Und da es nicht gelingt, noch einmal:

„Uns? Ich meinte nur dich, Danie!“

„Nun sprichst du wieder so kalt, Rut“, sagt er und nimmt doch ihre und seine Worte nicht ernst. Er kann es nicht. Darum fährt er rascher fort:

„Aber eben nicht, vorhin bestimmt nicht, Rut. Da sagtest du alles ganz anders –!“

„Es ist nicht wahr“, lehnt sie sich auf. „Ich will, daß es nicht wahr ist!“ Dann ist sie ruhiger: „Du brauchst nicht traurig darüber zu sein, Danie, wenn ich so bin. Aber es hat keinen Sinn mehr. Wir wollen alles lieber ganz so sehen, wie es ist.“

Er hat die Klinke der Thür nicht mehr in der Hand.
Er steht dicht vor ihr.

„Nun hast du doch von dir und von mir gesprochen“,
sagt er leise. Fast schämt er sich darauf seiner Worte
und wird ganz rot und verwirrt. Aber dann kämpft
er alles das nieder und sagt aus seinen Gedanken:

„Es kann doch so sein, wie wir es wollen, — wenn
du es magst, Rut — —“

Sie sieht ihn an.

„Ich glaube, ich will, Danie. Ja, es ist so, — ich
will — —“

— — Sie lehnt den Kopf nicht an seine Schulter.
Sie küssen sich nicht. Sie fassen sich nicht bei den
Händen. Er streicht ihr nicht über das Haar. Und
keiner stammelt wirre Worte.

Es ist nur eine himmlische Klarheit da.

— — Er sagt, daß er reiten müsse.

Sie will wissen wohin er will, was er vorhat.

Das würde sich finden, erwidert er. Jedenfalls
werde er alles versuchen und widerstehen mit aller
Kraft bis zum Äußersten.

Er greift nach ihrer Hand, ganz zuletzt.

„Sieh, Rut, nun habe ich zum ersten Male zu dir
gesprochen. Und ich sage dir auch nichts weiter. Aber
du weißt, wie ich es meine —“

„Wir wissen es, Danie —“

Sie möge ein wenig auf ihn vertrauen, bittet er
noch.

Dann geht er. —

— Als die Mutter zurückkommt und ihr Kind allein in der Stube findet, stellt sie nur fest, daß Danie schon gegangen ist.

Und Rut sagt nichts, als daß er Eile gehabt habe. Sie verstehen sich auch so.

— Sie habe Christian draußen noch angetroffen, erzählt Kornelia. Aber er habe es abgelehnt, mit Danie zu sprechen.

Er könne da nichts hineinreden, habe er gesagt. Er habe eingesehen, daß dies ihn nichts angehe. Aber sie könnten gewiß sein, daß er versuchen würde zu lernen auch das zu verstehen.

„Es ist besser so, daß er geritten ist“, antwortet Rut.

„Wird er wiederkommen?“ fragt Kornelia.

„Ja.“

„Was hat er vor?“

„Er sagte nichts darüber.“ Nun fährt sie doch mit der Hand an die Stirn. „Ich will ein wenig hinausgehen, Mutter“, sagt sie.

„Es wird dir gut tun“, meint Kornelia.

— Sie sieht hinter der Tochter her, die zum Hof hinuntergeht.

„Könnte ich dir etwas abnehmen, Kind!“, denkt sie. „Aber da ist nichts für mich. Ich habe dich stark gemacht, hoffe ich. Das ist das beste, was ich habe tun können. Weinen tun wir nicht zusammen. Da mußt du allein durch. Nur du selber wirst wissen, was zu tun ist. Hier geht etwas seinen Gang, das Gott selber Mühe machen würde, wollte er es in

das rechte Geleise bringen. Aber er wird es nicht tun. Gott ist kein Wundermann. Festigkeit ist er und ein starker glänzender Wille und viel Tapferkeit. Wenn wir etwas taugen, dann sind wir ein Teil davon —“

Sie will noch mehr darüber denken, aber Christian kommt durch die Rüchentür und steht nun da beim Pfosten.

„Warum läßt du eintreiben?“ will Kornelia wissen.

„Damit alles beisammen ist, dachte ich.“

„Ist es nicht besser, die Herden draußen zu lassen?“ dringt sie in ihn.

„Du meinst“, sagt er, „wenn sie kommen —.“ Er bricht ab.

„Gewiß meine ich das. Das Vieh draußen in der Weite ist dann sicherer als hier drinnen im Kral.“ Sie sieht ihn scharf an:

„Bleib hart, Christian. Nichts anderes kann helfen. Es ist sonst zu wenig Zeit zum Handeln.“

„Noch ist nicht alles verloren“, meint er. „Von unserem Kommando machen im Ganzen nur vier mit.“

„Du meinst, da bekommen sie keine zwanzigtausend zusammen?“ forscht sie.

Er steht geduckt und breit. Der kurze Hals ist ganz eingezogen. Er lacht etwas. „Meinst du, ich lasse nach, Kornelia? Wie du das eben gesagt hast, wie du mich angesehen hast! Es ist schwer, das alles. Einzeln und in Haufen trotten die Tiere an mir vorbei. Manche sehen mich an. Glaubst du wirklich ich rechne an den Fingern Schicksal daher?“

„Du sollst dich nur frei machen aus deinen Gedanken, Christian, das wollte ich sagen.“

„Aber du hast recht“, überlegt er, „wenn du denkst, daß keine Zeit zum Grübeln übrig ist — —“

*

— — Rascher Hufschlag flirrt — nach einer Stunde etwa — auf den Steinen draußen. Ein Pferd verhält plötzlich aus scharfem Trab.

Ein Mann ruft Christians Namen.

„Das kann nur Rendsburg sein, diese harte rauhe Stimme“, sagt Kornelia.

Da ist der hagere alte Geselle mit dem grauen Bart schon mitten in der Stube.

„Guten Tag zusammen“, sagt er und wirft den Hut auf den Rechen.

„Grüß dich Gott, Rendsburg“, sagt Kornelia. „Das ist sicher einer, der noch eine Tasse von meinem Kaffee trinkt.“

Sie steht schon auf und geht zur Küche.

„Recht“, sagt der lange Bauer mit dem krummen Rücken. „Her damit, aber fix muß das gehen heute.“

„Setz dich“, fordert Christian ihn auf.

„Ihr scheint noch viel Zeit zu haben“, meint Rendsburg und schlägt mit der Peitsche nach den staubigen Stiefeln. „Es geht um Minuten, Christian, darum bin ich scharf geritten und habe jetzt den Kaffee nötig. Aber an Schnacken ist nicht zu denken.“

„Was bringst du?“ fragt Christian.

„Bringen, Christian? Ich komme, euch zu holen! Du reitest ja also nicht mit dem Kommando?“

„Nein.“

„Dann willst du wohl warten, bis sie kommen und dich holen, he?“ spottet der Lange. „An der Leine, zwischen den Pferden natürlich, zu Fuß mußt du da deinen Weg machen bis ins nächste Loch! Und die Hottentotten werden hinter dir rufen: Hallo, Baas, wie geht's?“

„Soweit ist es noch nicht, Rendsburg. Nur nichts übereilen. Es reiten nur wenige. Das wird ihnen zu denken geben. Sie werden nichts machen können. Reinblütige Engländer, Offiziere, haben erklärt, sie könnten nicht mittun. Und dann haben unsere alten Generale doch das Telegramm losgeschickt.“

Rendsburg macht die scharfen Augen noch kleiner und bläst durch seine große Nase: „Das soll gestern abend schon gewesen sein. Jedenfalls ist die Antwort der Regierung bereits da.“ Er lacht böse.

„Nun?“ drängt Christian.

„So erzähle doch“, sagt auch Kornelia, die mit dem Kaffee hereingekommen ist und Rendsburg eingießt.

Der trinkt die Tasse erst auf einen Zug aus.

„Mich wundert“, sagt er schnaufend, „daß euch das so neugierig macht. Das Resultat stand doch von vornherein fest. Das Aufgebot wird einfach auf siebenzigtausend erhöht. Ins Loch, wer nicht zur Stelle

ist, und das Vieh beschlagnahmt. Ob Engländer oder Bauer von sonstwo, sie machen keinen Unterschied!“

„Es ist alles wie früher“, murmelt Kornelia.

„Was habt ihr vor, Rendsburg?“ fragt Christian.

„Ich dachte, ihr wüßtet schon alles! Da bin ich ja zurechtgekommen! Was wir vorhaben? Du suchst wohl noch den Schlüssel, dieweil das Tor bereits offen ist, durch das man dich stößt, dieser verfluchte Höllenschlammrachen? Ihr treibt ja auch schon zusammen, wie ich sah. Also die Joche heraus aus den Satteltammern und die Kapwagen aus den Schuppen, die Ochsen davor und aufladen, was mit kann!“

„Trecken?“ Ruft Christian. „Das war früher einmal, als es noch Niemandland gab in Afrika. Heute ist alles besetzt. Zeig mir, wo noch freies Land ist für Bauern auf der Welt! Du wirst keines mehr finden. Oder willst du in die Kalahari hinein und alles verrecken lassen?“

„Wohin, das haben wir längst überlegt“, entgegnet Rendsburg, „zum Oranje hinab!“

Christian starrt ihn an: „Du willst hinüber?“

„Noch andere mit!“

„Zu den Deutschen wollt ihr, mit Rind und Regel?“ fragt Kornelia. „Die haben selbst nichts und werden auf euch kaum warten.“

„Mein Gewehr können sie brauchen, Kornelia, und mich! Jeden brauchen sie, der schießen kann“, antwortet Rendsburg.

„Über den Oranje also“, überlegt Christian. „Viel-
leicht hast du recht, Rendsburg. Ja, es bleibt nicht
viel anderes.“

„Überlege nicht lange“, drängt Rendsburg. „Noch
haben die Engländer hier nicht so viel zusammen-
gezogen, daß wir nicht durchkämen.“

Christian geht an das Bücherbord und sucht eine
alte Karte heraus, die er einmal selber gezeichnet hat.
Er kennt so schon Weg und Steg. Aber die Karte
legt er dennoch auf den Tisch. Man muß Ent-
fernungen wissen, viele auf einmal, die Anmarschwege
jedes einzelnen. Er zeigt hierhin und dorthin und
überlegt.

„Einen Scheinangriff auf die Schlangenfurt, wenn
sie schon besetzt sein sollte“, sagt er. „Und das Vieh
wird mittlerweile zur nächsten getrieben. Die ist
tiefer, und der Strom geht dort stark, zumal jetzt,
da wir schon ein paar Gewitter hatten. Es ist nicht
jedermanns Sache, da durchzukommen. Aber drum
werden sie an diese Furt weniger denken, wenn sie
überhaupt auf solche Gedanken kommen. Während
sie also möglicherweise gegen unsere Kräfte an der
Schlangenfurt sammeln, bricht der Haupttrupp un-
gehindert dort durch.“

„Gut, Christian“, lobt ihn Rendsburg. „Du bist
der Alte noch.“

„Wie viel seid ihr?“ fragt Christian.

„An die fünfzehn Reiter. Frauen und Kinder und
die Treiber nicht eingerechnet.“

„Wir gehen zusammen hinüber, Rendsburg“, sagt Christian.

„Dann eilt euch“, drängt Rendsburg. „Es ist schon spät.“

Um neun Uhr dreißig sammeln die Reiter nordwestlich von hier beim kleinen Wasserloch. Es sind bis dort fünf Kilometer.

Die Wagen mit Frauen und Kindern und entsprechender Bedeckung weichen erst südwärts und gehen im Bogen nach Osten, darauf scharf nach Norden. Nur an einer Stelle geht es über die große Dab, aber das ist ungefährlich. Und für das Vieh ist der Weg auch besser.“

„Wer leitet den Angriff?“ will Christian wissen.

„Wir dachten, du!“

„Gut“.

Kornelia soll mit Rut zusammen das Vieh in Marsch bringen. Die Farbigen sollen allein treiben, damit nichts auffällt. Den Weg kennen sie. Und es sieht auch dem Urgwöhnischen gegenüber so aus, als habe Christian sich entschieden, das Vieh andere Weidestellen beziehen zu lassen.

Rendsburg schlägt vor, mit dem Ausrtrieb zu warten, bis es dämmerig wird, und vorher noch einmal zu tränken.

Kornelia drängt, nach draußen zu kommen.

Da verabschiedet sich Rendsburg von ihr. „Dir braucht man nicht Mut zu wünschen, Kornelia“, sagt

er und gibt ihr die Hand. „Im Morgengrauen sind wir drüben.“

Sie geht schnell und ruft Rut zu sich.

– Rendsburg muß weiter.

„Neun Uhr dreißig“, sagt er noch einmal. „Ihr habt also Zeit zum Packen. Nimm nicht so viel mit. Wenn eine Achse bricht, müssen wir die Riemen durchschneiden und die Ochsen allein weiter treiben. Und die Ufer sind steil. Ob es dort unten schließlich mit dem Wasser wegschwimmt, und die Ratten fressen davon, oder hier oben das Feuer, das bleibt sich ganz gleich.“

„Du meinst, daß sie alles abbrennen wie das vergangene Mal?“ fragt Christian, der Patronen in die Gürtel schiebt, die er hinter dem Schrank hervorgeholt hat.

„Sie werden ja dieses Mal auch nicht mit Plazpatronen schießen“, spottet Rendsburg.

„Das steht wohl mit in der Antwort, natürlich?“ versetzt Christian.

„Die läßt es an nichts fehlen, kann ich dir sagen. Da hast du alles gleich schwarz auf weiß für alle Fälle. Denkst du, sie heben dir die Farm fein auf, bis du wiederkommst und führen hübsch Buch über die Eier, die deine Hennen legen?“

„Dann fangen wir eben wieder von vorne an“, erwidert Christian munter.

Rendsburg, der immer ungeduldig und fahrig ist, hat die Deckel der beiden alten großen Kapskisten auf-

geklappt und packt hinein, was ihm noch mitnehmerswert dünkt von dem, was da im Raume steht.

„Freilich, mein Junge“, sagt er. „Hier haben wir ausgelitten, das kannst du dir denken!“

„Ein viertes Mal also“, sagt Christian gleichmütig und hängt die gefüllten Gürtel über einen Haken. Aber er versteht nicht so ganz. „Ausgelitten?“ fragt er.

„Nun, besser ein freies Leben gerettet als ein Haus von Stein und Stroh.“

„Das Haus“, versetzt Christian, „man baut es wieder.“

„Du kannst dieses Mal sogar verkaufen, wenn du willst“, hält Rendsburg in seiner Arbeit inne. „Es ist für alles gesorgt.“ Er lacht ganz hoch und ganz dünn. Es klingt fast, als meckere ein alter Bock. Er hat, scheint es, seinen Spaß an diesem Ton.

„Was höhnt du, Rendsburg“, sagt Christian. „Mußt du immer und überall deinen Spott machen?“

„Nein, ganz im Ernst“, versetzt Rendsburg. „Wenn ich gleich darüber lachen muß.“

„Ich habe auch in meinem Leben noch nie verkauft“, beruhigt sich Christian.

„Aber der Jude Baum, der deutsche Jude Baum, der sich jetzt Tree nennt, der fährt auf so einem alten Stinkesel von einem zum andern in diesen Tagen. Ja, nun sind die deutschen Juden wieder da. Weißt du noch, wie ich mich so dumm wunderte, als ich den ersten Deutschen in eine Kirche gehen sah? Damals, als der Golddrummel anfing und die aus dem Vater-

land kamen. Mensch, ich habe wahrhaftig gedacht, daß da bloß noch Juden wären und Deutscher und Jude sei ein und dasselbe! Und den ersten richtigen Deutschen habe ich weiß Gott gefragt, wie es denn käme, daß er in eine christliche Kirche ginge und nicht in die Synagoge. — Also so welche von der anderen Sorte, die wir nicht mögen, die kriechen schon seit Wochen aus den Städten hinten und kaufen Farmen mit allem Inventar und gegen bar Geld!“

„Pfui Teufel“, schüttelt sich Christian.

„Das meine ich auch, aber immerhin —. Fünf hat Baum schon geschluckt. Er hat die Wahl und sucht sich die besten raus. Die Rosinen aus dem Kuchen. Rein Wunder, wenn er auch noch zu dir kommt!“

Christian richtet sich etwas auf und läßt die Hände vom Packer: „Dem Juden die Farm, Rendsburg?“ — Er wittert den Unterton in des anderen Worten. Er fühlt, was da locker ist. Aber er will es nicht wissen, nicht bis in den Kopf hochsteigen lassen. Es ist schon so alles bitter genug. „Weißt du, Rendsburg“, sagt er darum, „ich halt dich auf hier. Und wir reden bloß, weil es uns böse ums Herz ist. Du wirst auch noch mal nach dem Deinigen sehen müssen. Du reitest gut an die zwei Stunden, bis du daheim bist. Und wollen wir über so etwas noch reden hier wie die Zeitungschreiber, wo es doch aufs Letzte geht? Es ist so schon schlecht mit dem Vieh. Die Raffern halten bestimmt nicht dicht. Du sagtest auch, du habest Eile. Also versäume dich nicht —“

Kendsburg, der immer einen krummen Rücken macht, und der eine so eingefallene Brust hat, daß manche sagen, der große Bart habe sie eingedrückt, richtet sich lächerlich hoch auf und lacht wieder sein dummes Lachen:

„Das Vieh, Christian? Dafür gibt uns keiner einen Pfifferling mehr, wenn es erst auf dem Marsch ist. Aber du, es wird endlich Zeit, daß du loskommst von deiner Gefühlsduselei! Nach dem Meinen sehen?“ Er lacht wieder. „Mensch, ich bin älter als du, aber mit dem Kopf dir noch immer voran. Das Meine, das sind meine paar Pferde, die hab ich behalten. Wer davon eins haben will, der muß mich erst totmachen —“

„Ist er auch — bei — dir — gewesen?“ forschet Christian, und der Atem verschlägt ihm die Worte.

„Das Meine“, Kendsburg holt eine dicke Brieftasche umständlich aus der Rordjoppe, „das Meine, Christian, das trag ich in dem bißchen Leder hier weg!“

Christian sieht die Tasche, die Kendsburg in der flachen Linken hält, und auf die er vielsagend mit der Rechten klappt.

„Ich habe vorhin schon mal pfui gesagt“, das sind die Worte, die er nach einigem Suchen findet.

„Sage sie ruhig noch einmal“, entgegnet Kendsburg, so kalt er es kann, „wenn es dich erleichtert. So einfach, wie du denkst, war das für mich auch nicht. Werde du kein Pharisäer, Christian. Du und deine Worte, ihr steht manchmal dem lieben Gotte wahr-

haftig den Atem vom Mund und tut, als sei es der eure. Ihr Bauern und eure Bibel, ihr zusammen denkt, ihr stellt die Erzväter in den Schatten. Was im Grunde wahrhaftig kein Kunststück ist, wenn man der Sache nachgeht. Aber ein bißchen weniger beten und bitten und kräftig selber alles anpacken, das hätte manchmal schon weiter geholfen. Doch das ist nun ein altes Leid bei uns, und ich bin auch nicht frei davon, daß wir wie die Pharisäer durch die Welt gehen. Jawohl, so sind wir. Ein auserwähltes Volk, besser als die andern, das haben wir sein wollen. Deshalb lauert die Welt darauf, uns eins ins Kreuz zu geben. Wir sind sauber und anständig und ehrlich, aber das Maul ist zu groß, Christian. — Was soll man da nun jetzt machen, wo wir alles so weit haben treiben lassen? — Ich für meinen Teil konnte nur noch den Kopf einziehen und die Farm verkaufen. So was ist schlimm, freilich. Aber man kann wieder was kaufen. Bloß mit Pferden ist das anders. Das wirst du alles noch verstehen lernen, alter Bursche. Ich meine, wir machen jetzt alle eine neue Lehrzeit durch. Alle. Wer die übersteht, der ist ein Stück weiter. Im übrigen: Geh mal mit der Hand so über eine Kruppe hin, du, — da kann auch der alte Rendsburg nicht von ab. Und Pferd ist nicht Pferd — —

Er hält inne. Sein Gesicht flattert etwas.

„Rendsburg“, sagt Christian ruhiger. „Was du da vorpredigst, das ist alles zu einem guten Teil richtig. Das wissen mehr wie du und ich. Und

vielleicht ist das unser Schaden, daß wir es wußten und nichts dagegen taten. Aber es hat nun alles keinen Zweck mehr, wenn wir darum reden. Und was du mir da von den Pferden vorerzählst, das weiß ich schon selber. Aber das ist nur ein Teil von allem. Du bist ein kluger Mann, das sagen alle hier in der Runde, und hart und gerecht. Dir kann keiner ein Tüttelchen, ob er auch wollte. Aber ich bin ein Bauer. Das bist du dein Lebtag nicht gewesen. Ein Farmer vielleicht, aber kein Bauer. Darum hänge ich an allem, was darin steckt und dahinter. Und wenn das alles hier kein Pfund an Wert hätte und es käme einer und böte mir tausend und mehr, ich kann da nicht ja sagen.“

„Du brauchst ja nicht, Christian, wenn du nicht willst —“

„Alle Male“, fährt Christian fort und sieht sich wild um, „alle Male bin ich wieder auf den alten Platz gegangen und habe hier neu angefangen. So ein Platz, der hat das in sich.“ Er versucht nachzudenken. Dann sagt er: „Ich bin nun mal von dem Schlag, weißt du —“

„Wir haben keine Zeit mehr, Christian“, sagt Rendsburg steif vor sich hin, „keine Zeit mehr. Im übrigen ist das ja nebensächlich. Wer nicht reitet, der wird des Landes verlustig erklärt.“

Christian hat eine kleine Weile auf einer der Rippen gefessen. Jetzt richtet er sich langsam auf wie einer, der gespannt auf etwas lauscht, das er kommen fühlt.

Er macht den Mund mehrere Male auf und zu, ganz kraftlos, dann fragt er mühsam:

„Wie sagst du?“ Darauf lacht er etwas. „Wie sie das nennen. Wie sie das nun wieder nennen.“ Er schüttelt den Kopf. „Ja, was ist denn“, flüstert er plötzlich, „was ist denn — — des Landes — —“

Da ist es ihm mit einem Sprung ins Genick gekommen, was irgendwo im Hinterhalt gelauert hat, in einer der alten Kapsisten, im Gewehrschrank oder sonst irgendwo.

Aber er packt es und wirft es nieder, ohne daß ein Ton über seine Lippen kommt. Nur der Atem geht ihm schwer. Da liegt es vor ihm, und er sieht es nun ganz und gar.

Nach einer Weile sagt er mit seiner gewöhnlichen schweren Stimme: „Ja, der darf dann nie wieder hin, wo er einmal war — —?“

„Nein“, erwidert Rendsburg.

Christian setzt sich auf eine Kiste und stützt den Kopf in die Hände. „So ist das also“, redet er vor sich hin. „Jetzt weiß ich auch, wie das Frix Winnike meint —“

Er zuckt mit den Schultern und sieht ganz ungläubig Rendsburg an. Seine Hand zeigt ungewiß nach draußen: „Aber das da draußen — — hier gehöre ich doch her — —?“

Er schüttelt den Kopf.

„Das ist dir nur so“, versucht Rendsburg in seiner fahrigen Art ihn aufzumuntern, „das ist noch gar

nicht raus, ob du wirklich hierher gehörst. Das ist nichts als ein guter Glaube vielleicht. Du mußt jetzt nur das tun, was dich gut dünkt und recht.“

„Ich bin immer geritten“, sagt Christian, „um wiederzukommen. Jetzt geht mir alles erst richtig auf. Da habe ich nie dran gedacht, daß es so werden könnte. Was einen gut dünkt und recht, das soll man ja wohl tun, hast du gesagt, Rendsburg, nicht? Ein guter Glaube, sprichst du? Vielleicht ist das noch das beste, was wir haben, der gute Glaube? Woran aber kann ich jetzt noch glauben als an das, was wahr und wirklich ist um mich herum?“ Er murmelt: „Es ist wohl das einzige.“

Dann steht er auf und geht hinaus durch die Küche mit seinem schweren, tappenden langsamen Schritt. Er stößt die Tür auf, die hinter führt zu den Ställen und Scheunen.

Er ruft mit seiner breiten Stimme nicht anders als er nach seinem Pferde zu rufen pflegt:

„Kornelia!!

Es bleibt wie es ist!!

Wir bleiben — — !!“

Darauf kommt er ganz langsam zurück.

Er stemmt sich auf den Tisch hin und sieht vor sich hin.

Er hört nicht, wie Kornelia verstört und eilig kommt und merkt nicht, daß sie hinter ihm steht.

„Und in ein paar Monaten“, sagt er in kurzen Atemstößen, „da ist man wieder zuhause! Verstehst

du mich?“ fragt er Rendsburg. Der zuckt die Achseln und schweigt. Da geht er auf ihn zu und schüttelt ihn bei den Schultern: „Verstehest du denn nicht, Rendsburg — zu — Hau — se — —!“

Die Stimme versagt ihm. Er setzt sich auf einen Stuhl.

„Also nicht, Christian?“ fragt Rendsburg, „also nicht? Siehst du, mir war das andere eben wichtiger, auf die da drüben nicht schießen zu brauchen. — Dann gib mir noch einmal die Hand, Christian —.“ Der hält sie ihm abgewandt hin. „Und du auch, Kornelia —“

Rendsburg ist auf einmal wieder schnell und hastig.

„Was ist denn, Rendsburg“, fragt Kornelia endlich. „Ich verstehe das alles nicht —“

„Er bleibt“, antwortet Rendsburg. „Er wird mit — den anderen reiten.“

Da ruft Kornelia in großer Not Christian bei Namen.

Aber der hört nicht.

Sie will sich an Rendsburg halten, aber der ist schon bei der Tür. Er hat den Hut schon auf dem Kopf und flappt mit der Peitsche über die Stiefel. Im Gehen sieht er sich halb noch einmal um und sagt:

„Leb wohl. Wenn ihr es schießen hört, dann könnt ihr ja — beten.“

— — Eine Weile ist Schweigen.

Dann richtet Christian sich etwas auf.

„Kornelia“, bittet er, „komm du doch zu mir. Laß du mich nicht allein. Versteh du doch alles. — Wir

sind dann des Landes — verlustig. Wir können nie wieder — — hierher — —“

„Nie wieder hierher?“ fragt sie erschüttert.

Er schüttelt den Kopf. Nach einer Weile tastet er nach ihrer Hand. „Die Bäume draußen, und das bißchen Gartenland, und die Felder — — hör doch, verlustig nennen sie das — —“

Er spricht lange nichts.

Noch einmal sagt er leise nach einiger Zeit:

„Hier gehöre ich — mal — her — —“

*

Die Dämmerung kommt schnell. Christian und Kornelia sitzen immer noch beieinander an dem großen schweren Tisch. Das Kaffeegeschirr steht noch immer da. Kornelia hat alles zusammengeschoben. Sie denkt nicht daran, es hinauszutragen. Dies ist so unsinnig geworden. Freilich: Bleiben, so hat Christian gesagt. Nun, wenn es nicht dahin kommt, dann ist für diese Verrichtung immer noch Zeit.

— „Ja, so müssen wir es halten“, kommt Christian nach langem aus seinem Grübeln hoch. „Und der Orlog gegen die da drüben wird ja ganz kurz. In ein paar Monaten ist alles wie sonst —“

Er wartet auf eine Antwort. Aber es kommt keine. „Warum sagst du nichts?“ fragt er.

Sie sitzt, ohne sich zu regen.

„Du mußt tun, was dich recht dünkt, Christian“,

entgegnet sie, nachdem sie ihre Worte wohl überdacht hat. „Das und nichts anderes. Aber höre du selbst auch hinter deine Worte. Und das ist wohl das Meine in dieser Zeit, dir den Spiegel hinzuhalten, in dem du alles erkennst. Für uns Frauen sieht vieles ganz anders aus. Unsere Grenzen liegen anders. Vieles bleibt Männer Sache. Hier und da stehen wir aber um ein wenig darüber. Das ist gut und vielleicht auch schlecht. Hier jetzt mußt du ganz einsam sein und auf dich gestellt. Aber ich bin dir dennoch zur Seite, Christian, überall. Das sollst du wissen. Und nie darfst du etwas aus Rücksicht gegen mich tun oder gegen Rut — —“

Er spürt deutlich den Gedanken, der hinter ihren Worten sich erhebt. Dennoch bittet er sie, ihm mit Worten zu sagen, was wäre.

„Ich denke“, antwortet sie, „wie das sein muß, mit denen zu reiten, die — —“

Sie kann es auch heute noch nicht aussprechen und schweigt plötzlich.

„Das sind die Unseren gewesen“, antwortet Christian. „Die Unseren“, wiederholt er. „Wie auf Scheiben, so haben sie auf uns geschossen, auf die Ahnungslosen. Bauern waren das —“

„Warum quälst du dich?“ sagt sie. „Warum tust du das? Die Schuld im letzten war dennoch bei denen, die — —“

„Nun weiß ich es richtig“, unterbricht er sie.

Sie fährt ruhig fort:

„Die Willem, den Jungen von sechzehn Jahren —“
„Schweig stille“, stöhnt er. „Herr Gott, es ist finster und schwarz in deiner Tiefe und nirgends ein Licht! Mit denen, meinst du, die Willem, das Kind gemordet! Das ist es! Das haben sie getan. O, daß ich daran nicht denken wollte!“

„Kann man mit denen paktieren?“ fragt sie.
„Sieh, alles steht auf um uns. Es geht nicht um Groschen und nicht um das Land, das mehr ist als aller Besitz. Sondern um alles, was unaussprechlich ist. Denke nicht, daß ich die Engländer hasse. Bei Gott nicht! Sie sind mir wie Brüder, wie Brüder dieses meines Leibes. Und wenn sie kämen und die Hand hinhielten, ich schlüge ein, eine Mutter, der sie den Jungen erschossen an einer Mauer nach einer qualvollen Nacht. Sind sie nicht wie wir. Innen und außen ist da so vieles, was sich gleicht. Aber ehe es nicht dahin kommt, Christian. — Und was bringen sie jetzt? Einen neuen Krieg —“

„Du bist unerbittlich, Kornelia“, muß er sagen.

„Wie auch du sein wirst, Christian“, fährt sie fort.
„Du warest nicht schwach jetzt in deinem Denken. Du sahst nur nicht deutlich. In den Kämpfen gegen die Farbigen haben die Frauen hinter den Männern auf den Wagen gestanden und luden die Gewehre für sie. Heute tat ich dies für dich, Christian —“

Er steht ruhig auf von seinem Sitz und atmet befreit.

„Nun halte ich es fest“, sagt er still. „Ich danke dir, Kornelia. Vielleicht habe ich so unrecht nicht.“

Denn das Land, das sollte einem schon das Höchste sein auf der Erde. Aber sie hängen es in den Himmel und lassen uns seine Wolken mit den Füßen zertreten. So verkehrt ist nun alles.“

— — Er steht am Fenster und geht mit sich zu rate, was nun zu tun sei. Wie es möglich ist, die verlorene Zeit wieder einzuholen.

Aber es bleibt ihm nichts erspart an diesem Tag. Wie eine Wolke, die ihren Hagelschlag zielt nach eines einzigen Mannes Korn, so ist es mit ihm bestellt.

Er hat das Auto schon aus der Ferne herankommen sehen über die buckelige Ebene, auf der ganz hinten noch ein seidiger roter Schimmer liegt. Vorn ist sie schon bläulich und grau. Die Schatten fallen dunkel und schwarz darüber hin wie Zungen.

— Der Wagen hält.

Christian wendet sich kaum, als hinter seinem Rücken einer einen guten Abend bietet.

„Das Gleiche“, sagt er, ohne sich zu regen. Und Kornelia sieht über den fremden Mann weg, als wäre er gar nicht da.

„Rut ist so lange schon draußen und plagt sich mit den Raffern wegen der Gespanne. Sie wollte nicht davon lassen, als ich es ihr sagte. Trotz deiner Worte nicht. Ich will nun nach ihr sehen, wenn es dir recht ist.“

„Gewiß“, sagt Christian und wartet eine Weile, bis sie draußen ist. Dann dreht er sich um und sieht den Menschen dort vor sich in einem schiefen Sport-

anzug und einer verwegenen Mütze. Er steht da wie der Sottentott am Nachmittag, muß er denken. Verbindlich und leise frech, ungläubig gegen alles, was man ihm sagen wird, mit einem Achselzucken für das, was einem anderen wesentlich und für solchen Mann gar nicht da ist. Was er durch tausend Brillen nicht sehen würde, auch wenn er sich mühte. Aber er tut das nicht erst. Er hat das nicht nötig.

Er sagt nur höflich, daß wohl eben der Rendsburg da gewesen sein müsse, und daß er ihn habe reiten sehen.

Er möge sich eilen also, wenn er ihn treffen wolle, meint Christian.

Das nicht gerade, erwidert der Jude. Jetzt nicht. Aber er möge ihn wohl leiden, denn er sei ein Kerl, der in die Welt passe, der immer wieder auf die Füße falle, was er auch anstelle. Toll sei so was bei so viel grauen Haaren. Was er denn unter „anstellen“ verstehe, verlangt Christian zu wissen.

Nun freilich, anstellen. Man könne es ja auch anders nennen. Ein braver Kerl jedenfalls, der aber auch fest dasteht im Leben, den nichts umschmeißt.

Er betrachtet Christian. Sieht ihn forschend an.

„Sie hätten dabei sein sollen, wie er mich gezwackt hat, Herr Wittow“, wird der Mann deutlicher. „Na, in solchem Falle, da sehe ich nicht so sehr auf den Heller. Der Mann imponiert mir —.“ Nun hält er in einiger Erwartung inne.

„Was soll es also, Herr —“ Christian nennt seinen

Namen nicht, obgleich er den Mann vom Viehhandel her kennt.

„Tree“, sagt der andere höflich mit einer kleinen Verbeugung.

„Oder nennen Sie mich meinethalben auch Baum, wenn es Ihnen gefällig ist. Aber ich heiße nun wirklich Tree. Ich kann es Ihnen schriftlich zeigen und gestempelt.“

„Getauft sind Sie auch?“ fragt Christian.

„Das schon seit meiner Geburt. Meine Eltern ließen mich katholisch taufen, natürlich.“

„Ich dachte es nicht anders. Denn es sind sicherlich kluge Leute gewesen.“

„Sagen Sie ruhig, wie sie es denken, Herr Wittow, ob ein englischer Jud oder ein deutscher Jud, ob getauft oder nicht, für Sie ist da kein Unterschied. Aber was damit ist, das merke nur ich, und nicht Sie. Es ist doch ganz anders. Es fängt in den Haarspitzen an, möchte ich sagen —“

„Wir haben hier leider nicht die geringste Zeit, Herr Baum“, unterbricht ihn Christian.

„Das konnte ich mir denken, daß Sie keine Zeit haben“, erwidert der Jude verbindlich. „Und darum, sehen Sie, bin ich gekommen. Wegen der Farm wollt ich fragen, ob sie verkaufen. Das Geld wäre da, sofort.“

„Verkaufen?“ fragt Christian. Er fügt hinzu, daß es Dinge gäbe, die nicht verkäuflich sind. Aber er weiß schon im Reden, daß das zwecklos ist. Daß

dies alles sinnlos ist. Er ärgert sich, überhaupt ein Wort davon gesagt zu haben.

„Gewiß“, versetzt der andere, „ist mancherlei unverkäuflich. Die Freiheit eines Bauern zum Beispiel, seine Ehre.“

„Sehen sie wohl, worin wir uns unterscheiden“, versetzt Christian bissig.

Er habe auch das seine an solchen Dingen, beeilt sich der Jude zu versichern.

Das wolle er ihm bestimmt nicht absprechen, sagt Christian. Aber er nehme da etwas in den Mund, wovon er, der Bauer, nicht spreche. Weil es ihm mehr ist, als die Worte darum ausdrücken können. Das wäre es, was zum Beispiel den Unterschied zwischen ihnen ausmache.

Der Jude nickt: „Aber handeln tun Sie danach. Nach diesem Unausgesprochenen. Warum soll ich Ihnen das schwere Tun nicht erleichtern? Vielleicht ist das auch eine Aufgabe. Auch dazu müssen Menschen sein auf der Welt. Wenn Sie hinüber wollen, woran ich nicht zweifle, dann geht doch hier alles drunter und drüber. Wir kennen ja das, nicht? Und zurückkommen, daran ist leider nicht zu denken. Aber drüben brauchen Sie doch Geld, mein Lieber. Sie haben allerlei Unkosten dort. Und die Deutschen werden auf den Geldbeutel wohl oder übel sehen müssen. Sie wollen doch wieder was kaufen, Herr Wittow?“

„Wer sagt, daß ich rüber will?“ fragt der Bauer.

„Nun das, wovon Sie nicht sprechen, Ihre Ehre, Ihr Freiheitswille, die sagen das!“

„Ist es so weit, daß man das auch schon unter euch in die große Rechnung setzt?“

Der Jude hört die scharfe Frage nicht. „Was bleibt Ihnen übrig?“ sagt er dagegen. „Sie haben den Dienst verweigert. Das ganze ist nur noch eine Frage von Stunden.“ Er stellt das fest mit jener erbarmungslosen verbindlichen Überlegenheit des Gesicherten, dem nichts zustoßen kann, nichts, der für alle Möglichkeiten vorgesorgt hat, den nichts treffen kann als einmal im Alter oder sonst wann ein kleiner Tod, nichts als dieser Schlußstrich unter der Rechnung. Sonst nichts. „Sehen Sie her“, sagt er. „Es ist ganz einfach. Da ich Engländer bin, kann ich hier an Ort und Stelle kaufen. Die Bestätigung bekomme ich von den Gerichten nachher. Das kann ich machen. Und das Geld, das Sie so dringend brauchen hier auf den Tisch. Wieviel denken Sie? Sie sind ein ehrlicher Mann. Ich zahle, was Sie verlangen —“

„So, dann ist das also auch schon herum?“ fragt Christian.

Er fragt es nicht hilflos oder ängstlich. Nein, es amüsiert ihn ganz offenbar.

„Mit der Dienstverweigerung?“ fragt der Engländer Tree. „Freilich.“ Er versucht, an Christian etwas näher heranzukommen: „Und das Vieh treibt auch keiner mehr bis zur Furt. Selbst wenn einer wollte. Die andern handeln alle nicht so wie Sie!“

Sie wären der einzige, der jetzt noch mit ein paar hundert brüllenden Rindern durch die Gegend zieht, wo ein Pferdewiehern schon den Hals kosten kann. Nun, Ihre Kaffern haben es nicht eilig gehabt. Sie sind noch nicht weit. Den Anschluß an Rendsburgs Trupp haben Sie ohnehin verpaßt. Das Vieh kalkulieren wir gleich mit ein, denke ich —“

„Baum“, sagt Christian ganz ruhig. Er sagt zunächst gar nichts weiter. Es regt ihn nichts auf. So sicher ist er in seinem Gefühl. So sehr weiß er, daß er in Gottes wägender Hand tausendmal schwerer wiegt als der da, obgleich der andere weder in der Zeitlichkeit noch in der Ewigkeit es wird wahr haben wollen, — obgleich der da mit einer Handbewegung alles wegwischen wird selbst vor Gottes Thron, was in seinen Kram nicht paßt, weil er es nicht sieht, nicht hört, nicht schmeckt, nicht fühlt, — mit gar keinem Sinne des Leibes und der Seele. So genau weiß er das alles, daß er reden kann davon wie über ein Lamm oder eine Färse.

„Baum“, sagt er also einfach und ohne jede Mühe, „und wenn uns der Weg verlegt ist, den wir ziehen wollen, und wenn ich hier vom Fleck weg soll draußen vor die Gewehre gestellt werden, und ich nichts, nichts mehr zu gewinnen haben werde auf die Art, die nicht die eure ist, aber die meine, — — lieber soll alles in Flammen aufgehen und das Vieh mit Maschinengewehren erschossen werden. Aber verkaufen, an Sie verkaufen? Und wenn Frau und

Kind darüber Hungers sterben sollten, das wird niemals etwas werden.“

„Lassen Sie gut sein“, beschwichtigt der Jude. „Ich weiß, wie Sie es meinen. Ich biete Ihnen also rund und gerecht drei tausend Pfund für alles. Lebendes und totes Inventar eingeschlossen. Die Herden mit, die vor der großen Padd noch stehen. Es ist eine Musterfarm, Herr Wittow, und was wert. Sie sehen, ich zahle. Hier ist der Vertrag schon vorbereitet. Die Zahl schreiben wir schnell hinein.“

Er holt sein Papier aus der Mappe und legt es vor Christian hin. Dann knöpft er umständlich die Weste auf und holt einen Päckchen Scheine heraus, legt ihn dazu. „So“, sagt er, „da ist das Geld, Herr Wittow. Mit guten englischen Pfunden sind Sie ein angesehenener Mann in Südwest. Zählen Sie bitte nach.“

Christian sieht sich das alles flüchtig an und sagt in demselben Ton wie vorher:

„Lieber sollen die Hottentotten ihre Pontoaks hier drauf setzen und darin hausen und auf meinen Acker ihre Hirse streuen, wenn alles zertreten ist und zerstampft. Aber Bauernland, das darf nicht Judenland sein. Bauernland nur dem, der es selber pflügt. Ziehe deine Schuhe aus, ehe du darauf trittst Jude, du und deinesgleichen. Bauernland ist auch Gottesland!“

Der Jude sieht auf den stillen ruhigen Mann. Es wäre zu Wittows Schaden nicht gewesen, meint er. Er

gehe nun also, und zum Wiederkommen bleibe natürlich keine Zeit. Er wartet noch einen Augenblick. Dann tut er seinen Kram zusammen und ist hinaus.

Draußen bellt die Hupe seines Autos erregt in den Abend, die Scheinwerfer greifen weit nach vorn, heben und senken sich.

— — Christian ist fast wieder in sein Grübeln gekommen, während er nun seinen Hausrat weiter in die Kapitisten packt. Die Herden? Er denkt nur noch ganz flüchtig daran. Es berührt ihn nicht, daß er die Tiere verloren geben muß.

Er hat anderes zu denken.

Tiefer ist er gedrungen als sein Pflug gehen kann und sein Spaten. Viel Leid hat er darum gespürt und viel Schmerz.

Und dann mußte noch so einer kommen. Durfte so einer kommen mit dem Schutz und dem Dienst der Gesetze hinter sich? Wer spürte noch, daß dies eine Schmach war? Sie lachen im Schutz der Gesetze und sind so sicher. Wehe dem Manne, der gegen sie seine Hand erhebt.

Das war ihm zu eigen geworden hier, tief zu eigen, dies Gewese, ein Stück seines Wesens. Oder er ein Stück von jenem. Das war ein und dasselbe.

Und nun haben die Wechsler ihren Umgang damit.

Was weiß so ein Mann von einer Pflanze, die er zertritt, und die doch gepflanzt wurde, damit sie ihr Leben lebe, wie es ihr vorgeschrieben ist. Er stößt nach ihr mit seinem Fuß indem er redet. Was ist

ihm ein Dach? Nichts als ein Stück Geld. Die Frucht, die er schluckt? Nichts als ein Stück Geld.

So spricht es in dem Bauern Christian Wittow wohl zu dieser Stunde, da er im Begriff ist, seine Farm zu verlassen. So spricht es in ihm, wie er in seiner Stube auf und nieder geht, die wenigen Dinge zusammentragend, die ihm bleiben werden. —

— Ob der Abmarsch noch gelingt?

Zeit ist verloren. Sie werden vielleicht schneller sein als er. Und ihn ins Gefängnis stecken. Unter die Farbigen werden sie ihn werfen in ein stinkendes Loch. Und jeden Tag fragen kommen oder jede Woche: Willst du nun aufs Pferd, Bauer? Riech mal nach draußen, du! — So werden sie es treiben, Männer, anständige, tüchtige, ehrenwerte Männer, die man kennt, die man achtet, mit denen man hier und da am gleichen Tisch gegessen und dieß und das geredet, — Männer, von denen man nicht ohne weiteres gleich sagen kann, ob sie Holländer sind oder Deutsche oder Engländer, bevor sie den Mund aufthun.

Und doch werden sie so handeln. Über Nacht ganz anders sein. Das ist der Bauer Christian Wittow, der das so denkt.

Zum ersten Male vielleicht in seinem Leben. Und das sind seine Gedanken, die er hat. Viele andere haben ähnliche.

Aber es ist für dieses Mal zu spät, sich daran zu hängen und ihnen nachzugehen.

Ein anderes Mal. Vielleicht ein anderes Mal.

Heute nicht mehr.

— — Denn dort hinten reiten bereits die ersten.

Es sind sechs oder acht. In der schnell wachsenden Dunkelheit nicht mehr genau zu zählen.

Christian schätzt die Zahl am Klängen der Hufe.

Sawohl, dort reiten sie schon.

— Kornelia tritt rasch von draußen herein und deutet mit dem Finger.

Die Hufschläge kommen näher.

Dann ist eine Weile nichts zu hören.

Bis das Getrappel wieder beginnt.

Es entfernt sich allmählich.

„Sie scheinen auf Winnikes Farm zuzureiten“, sagt Christian.

Dann fragt er nach Rut.

Sie sei auf dem Hofe gewesen und darauf in den Stall gegangen, berichtet Kornelia, wo sie bei ihrer Stute stände, die mit den übrigen Reitpferden aus dem Kral geholt worden wäre.

Was sie bei Winnike wollen, möchte Kornelia ergründen.

„Vielleicht noch Leute, die zu ihm stoßen wollen“, sagt Christian.

Es erleichtert beide, als sie Ruts Schritte hören.

„Gut, daß du da bist“, sagt Christian.

„Sie hielten dicht beim Hofe. Einer zeigte auf eine Karte. Dann ritten sie weiter. Ich sah es durch die Stalltür“, erzählt sie.

Sie öffnet den Gewehrschrank und nimmt ihre Büchse heraus.

Was sie damit wolle, fragt Christian vom Fenster her.

Sie habe sie am Nachmittag hineingestellt, aber sie sei noch nicht dazu gekommen, sie zu reinigen.

Sie kommt mit dem Gewehr zu Christian ans Fenster, nimmt den Verschuß heraus, spinnst etwas Puzwolle um den Wischer, fettet, und fährt mehrere Male durch den Lauf damit.

Es wäre nur ein Augenblick, und sie möge nicht, wenn der Lauf nicht spiegele, sagt sie.

Sie hält ihn gegen den noch hellen, zart grünlichen Himmel und sieht hindurch.

„Laß doch Rut“, sagt Kornelia, „du kannst nichts mehr sehen.“

„Schon fertig“, antwortet sie und drückt einen neuen Streifen hinein.

„Es ist gut, daß du so auf Sauberkeit hältst“, sagt Christian anerkennend. „Ein hübsches Gewehr. Aber das Kaliber ist zu klein. Eine Schonzeitbüchse. Aber es ist keine Schonzeit mehr.“

„Ich habe die Antilope heute noch damit geschossen“, antwortet sie.

„Hänge einen Mantel dort über die Gurte“, sagt der Vater.

Sie sieht auf die mit Patronen gefüllten breiten Riemen, und fast ist es, als schaudere sie davor.

Aber sie fragt nur, wo die Gewehre wären, die dazu gehörten.

„Sier“, antwortet Christian und tritt mit dem Fuß auf die Diele. „Gut in Stuch verpackt. Da liegen sie nun seit zwölf Jahren. Drei habe ich verborgen gehalten bis heute. Gute Mausergewehre.“

Sie beraten, was sie tun sollen.

Unseliges Gelähmtsein durch eine Macht, die plötzlich um friedliche Menschen aufsteht und ihnen die Faust ins Genick setzt, hervorbrechend aus Wind und Dunkelheit.

Man muß warten, auf seine Gelegenheit sehen.

Einfach ins Land hineinreiten, wohl gar auf den Oranje zu, ist jetzt verdächtig. Sie wollen auch versuchen, mit den Ochsenespannen durchzukommen.

Die Joche sind aus den Rammern heraus und bereitgelegt.

Die Rapwagen stehen noch in den Schuppen hinten und sind beladen. Nur die großen Kisten aus der Stube sind noch nicht fortgeschafft. Sie wollen bis zum letzten Augenblick damit warten. Damit etwa streifende Patrouillen durch die Leere des Raumes nicht dem Gedanken verfallen, hier würde zu einem Aufbruch gerüstet.

Aber sie rechnen noch nicht mit einer Durchsuchung, einer Verhaftung. Das Land ist weit und leer, und bestimmt nimmt die Mobilisierung zunächst alle Kräfte in Anspruch.

Die Bauern faßt man noch früh genug. Man wird ihnen sogar Zeit zur Besinnung geben, wenn sie sich anfänglich weigern.

Nur von der Farm wegreiten und unterwegs angehalten werden, das ist gefährlich und stelle den Erfolg in Frage.

Sie werden also warten, bis die letzten Bauern, die Nachzügler eingerechnet, nach ihrer Schätzung auf der Station eingetroffen sein müssen.

Dann wird man den Weg zum Oranje auf einige Stunden mindestens frei haben, wenn man abgelegene Pfade zieht.

Es ist alles in Ordnung sonst. Die Ochsen im Kral, die langen Zugriemen liegen ausgestreckt im Schatten der großen Mais Scheune an der Wand. In einer Stunde kann man unterwegs sein, wenn man es will. Bis in alle Einzelheiten wird der Plan besprochen.

Rut soll den vorderen Karwagen leiten, Kornelia den zweiten.

Es ist die schwerste, härteste Arbeit.

Aber Christian muß für alle Fälle das Gewehr frei haben und als Nachhut den Rücken decken. Von vorn wird sie niemand behelligen, denken sie.

Aber ihre Erwägungen werden alle über den Haufen geworfen.

Eine Stunde lang zwar geschieht nichts, und Christian hat sie benutzt, Wagen und Geschirre noch einmal eingehend nachzusehen.

Er meint, daß sie mit dem Anspannen beginnen könnten, als Kornelia zu ihm in den Schuppen tritt und berichtet, daß anscheinend eine neue Patrouille nahe sei.

Sie müßten über dem Wind, der stark geht, gekommen sein.

Darum hätte auch Rut trotz eifrigen Spähens nicht eher etwas gemerkt.

Sie rufen Rut zu sich und gehen eilig durch den hinteren Gang ins Haus zurück.

Aber Rut wird unruhig drinnen. Es hält sie nicht im Zimmer.

Sie will wieder hinaus ins Freie. Drinnen wäre es wie in einer Falle, sagt sie.

Das wäre wohl richtig, erwidert Christian, erwecke aber den wenigsten Verdacht.

Doch Rut will wieder durch die Küche zurück zum Pferdestall hinüber und von dort aus beobachten. Es wären nur drei Schritte über den Hof, und niemand würde sie so leicht sehen.

Christian stimmt ihr dann doch zu und meint, daß sie recht tue. Von draußen wäre besser zu sehen, was vorginge.

Und es wäre besonders unauffällig, wenn nur das Mädchen vorm Hause getroffen würde. Es wäre im übrigen als sicher anzunehmen, daß die Patrouille, wenn es überhaupt eine sei, eher eine Auskunft über den Weg wolle als etwas von ihnen selbst.

Einen Auftrag vom Drosten, der sich gegen ihn richte, hätten sie bestimmt noch nicht.

— Man hört im Pfeifen des Windes, der sich noch stärker aufgemacht hat, deutlich Stimmen vom Hof her, die beraten.

Einige Reiter sind offenbar abgesehen und laufen umher.

Rut geht schnell durch die Küche nach hinten.

Die noch offenstehenden Kapsisten werden rasch geschlossen.

Alles sieht nun aus wie sonst. Wer wird den geringen Hausrat vermissen, der schon verstaubt ist?

„Wenn man in Rut hineinblicken könnte?“ sagt Christian, während er die letzte Kiste schließt.

„Rut ist ganz ruhig. Sie wird ihren Weg finden“, antwortet Kornelia.

Die Stimmen draußen sind jetzt näher.

„Vielleicht denken sie, es ist niemand auf der Farm“, sagt Kornelia, „weil kein Licht brennt.“

„Was auch kommen mag“, spricht Christian, nachdem er kurz durch das Fenster gespäht, „es soll uns nichts zu viel werden. Wir wollen es kurz machen. Vielleicht erzählen sie sonst noch, sie hätten den Christian Wittow aus dem Bett geholt, in das er sich verkrochen. Mach Licht, bitte.“

Da holt sie die Lampe vom Brett, stellt sie auf den Tisch und hält ein Streichholz daran.

„Nun werden sie den Eingang schon finden“, sagt sie.

— Stimmen rufen, das aufgemacht werden solle.

Christian tritt ruhig ans Fenster und ruft: „Kommt herein, es ist offen!“

„Es soll so sein, als wenn nichts wäre“, sagt Kornelia. „Niemand soll uns etwas nachsagen.“

Christian will noch schnell die Patronengurte vom Haken nehmen, aber dann denkt er, daß sie da wohl am sichersten sind und hängt nur noch seinen großen schweren gelben Ölmantel darüber.

Kornelia hat eine Arbeit aus der Kommode genommen und setzt sich damit an den Tisch. Langsam beginnt sie Faden um Faden zu ziehen.

Christian sieht auf die Thür, die jetzt aufgemacht wird. Es geht alles ohne sonderliche Eile und große Hast.

Ein Sergeant der Kap-Polizei steht nun bei ihnen im Zimmer, ein großer, breiter Bursch mit rotem Gesicht und sieht sich angelegentlich um.

Er grüßt flüchtig, und dann fragt er, warum kein Licht im Hause gewesen ist. Sein Ton ist hart, aber das macht, weil er sein Amt so wichtig nimmt. Es soll ja nun wohl Krieg sein, und ganz offenbar mitten im Land. Man muß also anfangen damit. Und der breite Bauer dort, der will nicht so, wie die in London oder Paris oder sonstwo wollen. Da wird er ihm also den richtigen Respekt schon beibringen.

Christian sieht ihn sich von oben bis unten an und sagt nebenher, daß sie Licht gemacht hätten, als sie es für gut hielten. Der Sergeant will vor allem ernst genommen sein, und das ist nicht der richtige Ton, den der Bauer da am Leib hat. Er wird darum noch um einiges barscher und erklärt, daß die Polizei ein Recht zur Frage habe, und es der anderen Pflicht sei, zu antworten.

Christian bleibt ihm auch da die Antwort nicht schuldig. So fühlt sich der Polizist etwas in die Enge getrieben durch die Ruhe des Bauern und fragt nach Waffen.

Christian macht ihm den Gewehrschrank auf, zeigt Stück für Stück daraus und läßt den Sergeanten mit dem Schein vergleichen, der, vom Drosten unterschrieben, alle Waffen aufführt, die der Bauer im Besitz haben darf.

Dann aber faßt er den Sergeanten schärfer an und fragt:

„Es geht euch doch nicht bloß um die Waffen, Sergeant?“

„Ihr seid Christian Wittow?“ fragt der Polizist dagegen.

„Freilich, der bin ich.“

„Na, dann werdet ihr ja wissen, warum ich hier bin.“

„Also, dann faß endlich zu, Sergeant“, sagt Christian ruhig und sieht den Mann immerzu an.

Der holt ein Papier aus der Tasche und sagt:

„Hier steht euer Name unter denen der Männer, die den Kriegsdienst verweigern wollen. Ihr gehört zum Kommando! Nun?“

„Das ist richtig“, versetzt Christian. „Was fragt Ihr, da Ihr doch alles wißt?“

„Weil jeder noch einmal gefragt werden soll. Das ist die Vorschrift. Weil jeder noch soll umkehren können, wenn er das will.“

„Zum — Kriegsdienst — — werde ich mich nicht weigern“, sagt Christian sehr langsam.

Der Polizeireiter hat gute Ohren.

„Das ist wohl kein Kriegsdienst gegen die in Südwest?“ fragt er scharf.

„Abwarten, Sergeant, abwarten“, winkt Christian mit seiner großen Hand und zieht den schweren Kopf wieder in seine breiten Schultern, „es kommt alles so, wie ich es sagen muß.“

Er spricht immer langsamer: „Zu — solcherlei — Handwerk — bin ich — zu alt — — ich lerne das nimmer — —“

Der Sergeant hat so etwas wie Achtung vor dem ruhigen Mann, dem langsam der Schweiß auf die Stirn kommt, und der nicht mit der Wimper zuckt. Er merkt, wie die Karre nun zu laufen beginnt mit dem da, immer den Berg hinab. Daran wird er einen höllischen Spaß bestimmt haben, aber, immerhin, der Mann dort, unrecht ist er nicht. Darum tut er so, als verstehe er ihn nicht recht und sagt spöttisch:

„Wenn Ihr zu alt seid, Mann, hättet ihr Euch von der Liste streichen lassen müssen, zur rechten Zeit.“

Da fragt ihn Christian einigermaßen verächtlich, ob er das Zeug nicht habe, zu verstehen.

Der Sergeant geht ohne ein Wort zum offenen Fenster hin und hebt die Hand:

„Vielleicht genügt euch der rote Schein da drüben, dort, fünf Meilen südwestlich, Bauer?“

Christian geht zu ihm. Kornelia wendet den Blick kurz hinaus, dann verrichtet sie ihre Arbeit weiter.

„Dann ist es ja so weit“, sagt Christian. „Da brennt also die erste.“

„Ihr kennt den Befehl, Christian Wittow?“ fragt der Sergeant.

„Kriegsdienstverweigerer ins Gefängnis. Vieh und Farm beschlagnahmt.“

„Da stände aber nichts vom Brennen“, sagt Christian geduckt.

„Da steht aber“, hebt der Sergeant seine Stimme, „Verräter standrechtlich erschossen und die Farmen verbrannt.“

Christian nimmt den Kopf etwas höher.

„Der dort drüben war ein Verräter, wie ihr das nennt?“ fragt er.

„Vor ein oder zwei Stunden ist er noch bei Euch gewesen“, stellt der Sergeant fest. „Darum sind wir so zeitig gekommen“, setzt er hinzu.

„Das ist doch Winnike, der da brennt?“ entfährt es Christian.

„Das ist er.“

„Vor ein paar Stunden noch, jawohl, da hat er hier bei mir gefessen und hat gesagt, daß er reitet, mit Euch! Mit ganzen vier Mann vom Kommando! Wer verrät denn hier wen? Ihr Eure eigenen Leute? Oder der da uns??“ fragt Christian wirr. Vieles will ihm nicht zu Kopfe.

Aber ehe er weiter reden kann, geht es draußen los.

Des Pferdegetrappels waren sie schon gewohnt geworden, aber nun war da Rufen und Schreien, und plötzlich kracht ein Schuß, und dann knallen noch zwei, etwa tausend Meter weit weg, soweit man das schätzen kann aus der Stube.

— Das nächste geht quälend und langsam beinahe. Kornelia ruft erschreckt nach Rut, aber sie antwortet nicht.

Sie läuft hinaus um sie zu suchen.

Der Sergeant hebt gegen Christian die Pistole, als er ebenfalls hinaus will. Dann wird er von aufgeregten Leuten draußen verlangt. Da läßt er von Christian ab und stürzt nach draußen. Christian will ihm folgen, aber da kommen ihm Kornelia und Rut entgegen.

Er will wissen, was draußen ist.

Sie suchen jemand, berichtet Rut mit fliegendem Atem.

Christian läuft zum Fenster, aber er kann nichts erkennen.

Mal blenden die elektrischen Lampen der Leute draußen auf, dann ist wieder Finsternis.

Wieder bellen Schüsse. Man sieht das Mündungsfeuer.

In einer plötzlichen Stille hört man jemand laufen. „Da jagen sie ihn!“ Ruft Rut. „Mehrere sind hinter ihm her!“

Wieder blendet Licht auf.

„Es ist Fris Winnike!“ schreit Christian. „Schnell, Er kennt sich hier aus! Er wird hinten herum schnell laufen! Er kommt ins Haus!“

Christian läuft durch die Küche, hinten zum Stallgang, wo es ganz finster ist. Dort greift er den taumelnden Mann, stützt ihn, so gut er kann, bringt ihn auf dem gleichen Wege zurück.

„Schnell“, ruft er, macht die Falltür des Milkellers auf. Dort finden sie ihn nicht!“

Winnike wehrt mit der freien Hand. Er will ins Zimmer.

Sie sehen, wie er blutet. Da bringen sie ihn dort hinein.

Er blickt wirr um sich, stützt sich auf sein Gewehr. Er wehrt den anderen, die ihn halten wollen.

„Laßt mich alle“, stößt er hervor, „ich kann gut noch stehen!“

Er lehnt am Tisch.

Draußen auf dem weitläufigen Gehöft, zwischen Scheuern und Schuppen gehen Stimmen und Schritte hin und her.

„Was haben sie denn mit dir, Fris“, muß Christian fragen. „Was ist das für ein Irrtum?“ während die Frauen Verbandszeug herbeischaffen.

„Ein Irrtum?“ fragt Winnike dagegen und wischt sich das Blut vom Mund, das immer wieder nach oben kommt. „Sieht so ein Irrtum aus? Meinst du, so sieht das aus, wenn die sich irren? Nun suchen sie wohl draußen, wie?“

Christian sagt erneut, daß sie ihn verstecken wollten.
„Das ist doch alles Unsinn“, versetzt Winnike.
„Sieh mich doch an. So was dauert noch ein, zwei Minuten. Soll ich die in eurem Milchfeller verbringen? Aber macht das Fenster weit auf, daß ich Luft kriege“. Er lehnt schwer am Tisch. Seine Augen sind geschlossen. Er duldet es nicht, daß jemand ihn ansaßt. Da lassen sie ihn in Frieden. Er will sich nicht legen und läßt niemand an seine Wunde.

Aber er fragt, ob sie wohl nun drüben wären, Rendsburg und die anderen. „Man hat uns gleich auf ihre Spur gesetzt, wie die Bluthunde“, versucht er zu berichten. „Ich war am weitesten vorn. Ich sah sie bald, wie sie eilig dahinzogen und die Ochsen antrieben. Ich sah sie, jawohl. Da habe ich — — kehrt — gemacht. Ich konnte nicht weiter. Ich konnte es nicht, nachdem ich sie alle gesehen hatte, Männer, Frauen und Kinder. Ich habe meinen Leuten zugerufen, als sie heran waren, daß wir umkehren wollten. Aber sie haben nicht gehört. Sie heßten an mir vorbei. Da habe ich denn auf sie geschossen, Christian, weil sie die anderen weiter verfolgen wollten. Da haben sie gehalten und sich gegen mich gewendet, als sie Feuer bekamen. Runter von den Pferden und die Gewehre zu mir herum.

Wir schossen hin und her. Aber ich hatte das Nachsehen dabei.

Als ich dachte, daß es nun genug wäre, und die andern unverfehrt an der Furt, bin ich wieder auf-

gefessen und habe den Gaul laufen lassen. Mir war es gleich, wohin er wollte. Den Schuß hatte ich weg. — Nun bin ich hier und mache euch die Stube noch dreckig. Und ihr habt die Polizei auf dem Hals. — Aber — ob sie nun — — drüben sind — Christian — ?“

Er öffnet die Augen etwas und sieht Christian an.

„Das hast du getan, Fris?“ fragt der, und die Stimme bleibt ihm fort.

Da greift Winnike mit schwankenden Händen nach Christians Schultern hin und fragt noch einmal:

„So antworte doch, daß ich es höre! — Ob sie wohl drüben sind?“

„Ich glaube, daß sie es mit deiner Hilfe geschafft haben, Fris“, sagt Christian still.

„Wenn du es sagst, ist es ja gut“, nickt er befriedigt. „Siehst du, es geht alles so weit, wie es geht. Dann muß man auf einmal. Ob man will oder nicht —“

„Ob man will oder nicht, man muß“, wiederholt Christian. Er sieht die Frauen an, die stumm und tapfer nickten.

Dann bittet er Winnike, sich nun zu legen.

Aber der richtet sich wieder auf. Er will stehen, um atmen zu können. Christian soll ihn nur etwas halten.

„Fris“, sagt Christian, „wie blickst du nun wohl auf mich —“

Winnike winkt mit der Hand: „Das laß nur, mein Alter. Es war nur eben an dich noch nicht gekommen.“

Da muß jeder erst richtig durch, der von dem Schlag ist wie wir. Mit unserem Blut leben wir an allem, mit dem letzten Tropfen noch. Aber den spucken wir jedem vor die Füße, wenn es erst so weit ist. Nun ist es bei dir, Christian. Nun kommt es auch an dich. Farbe bekennen, das macht uns erst richtig.“

Er stützt sich schwer auf sein Gewehr, mit dem Rücken lehnt er am Tisch.

„Komm, gib dein Gewehr her“, bittet Christian den sterbenden Mann.

„Das Gewehr?“ Er schüttelt den Kopf. „Laß mir mein Gewehr, daß ich irgend etwas packe!“

Aber es gelingt ihm nun nicht mehr, sich zu halten.

Da bettet Christian ihn auf die nächste Bank.

Er hält seine Hand.

„Nun stirb du ruhig, mein Junge“, flüstert er. Er beugt sich über ihn: „Hörst du mich, mein Alter!“ Winnike nickt. „Jetzt wird geritten, über den Dranje hinüber. Zu den —“ Er sucht lange nach dem Wort. Dann hat er es gefunden. Und als er es hat, kommt es ihn schwer an, es auszusprechen. Aber er überwindet die Scheu und sagt ganz still:

„Zu — den — — Unseren — — Frits — — —!“

Winnike nickt noch einmal. Dann liegt er still. —

— Christian richtet sich auf. Die Wagen müßten nun hier bleiben, natürlich. Sie sollten aber versuchen, die Pferde bei guter Gelegenheit aus dem Stall zu bekommen und hinten durch das Gebüsch in die kleine Senke zu führen, keine tausend Schritt vom Hofe.

Dorthin wolle er nachkommen. Er müsse nur noch sehen, daß er den Polizisten die Mausergewehre unter den Füßen wegnähme. Ohne die ginge es nicht, natürlich. Sie sollten auch versuchen, für jedes Pferd zehn Pfund Korn mitzunehmen. Im übrigen sei er guten Mutes, denn mit diesen paar jungen Kerlen hier würde er fertig. Er bittet beide zu gehen.

Sie tun es.

— Er will gerade versuchen, die Diele mit seinem schweren Jagdmesser aufzuheben, nachdem er noch einmal nach draußen gesichert, um an die Gewehre zu kommen, da hört er im letzten Augenblick den Sergeanten kommen.

Er steht schnell auf und geht ihm entgegen.

„Da liegt er, den ihr sucht“, sagt er kurz.

Der Sergeant will an ihm vorbei ins Zimmer.

„Da“, sagt Christian und zeigt auf den Boden, „mach wenigstens einen kleinen Umweg um sein Blut. Das macht dir wohl gar nichts, da mitten hinein zu treten, wie?“

„Ihr gehört also auch zu ihnen“, sagt der Sergeant. „Nun weiß ich es.“

Der Sergeant will Winnike das Gewehr abnehmen.

Doch Christian läßt es nicht zu.

„Ihr habt es ihm hineingedrückt, ihr“, sagt er. „Das läßt mich nur machen. Komm, gib es her, Kamerad. Brauchst es nun nicht mehr. Komm gib her. Aus deinem Blut wächst anderen die Kraft und das Leben.“

Aber die mit dem Gewehr sterben, sind nimmer tot. Komm gib her —.“ So redet er auf den Toten ein und löst die Waffe aus seinen Fingern.

Dem Sergeanten ist das zu viel. Er greift auch danach, aber Christian stößt ihm mit großer Wucht den Kolben vor die Brust.

Doch der Polizist richtet sich von dem Stoß, der ihn gegen die Wand warf, schnell wieder auf und stürzt sich von unten gegen den schwerfälligen Bauern in dem Augenblick, da Rut hereinkommt. Sie greift nach einigen der herumliegenden Päcktaschen, als sie die stumm Ringenden sieht.

„Sinnliche Gerechtigkeit“, schreit sie, läßt fahren, was sie bereits in den Händen hält, reißt ihre Büchse aus dem Schrank und spannt.

Der Sergeant wendet sich halb unter ihren Worten, läßt Christian, der ins Straucheln gekommen war, aber nicht los. Da hat sie den langen gelben Riemen der kleinen Büchse schon um den linken Oberarm geschlungen, die Finger hoch und steif unter das Schloß gestellt und den Ellenbogen in der Hüfte. So sehr hat sie sich in der Gewalt, daß sie in diesen schwierigen Anschlag geht.

Und es wäre auch wahrhaftig von ihr der Sergeant niedergeschossen worden, wenn nicht von hinten ein Offizier herangesprungen wäre und das Gewehr hochgerissen hätte.

Um die Farm ist Lärm und Kommen und Gehen in allen Räumen zu der Zeit gewesen, die Engländer

liefen aufgereggt hin und her, immer noch offenbar nach Winnike suchend, daß keiner von ihnen darauf geachtet hat, als noch ein einzelner Reiter kam.

So greift dieser Offizier also hart nach dem Gewehr in des Mädchens Händen.

Er hätte es nicht so leicht bekommen, wenn sie nicht auf einmal losgelassen hätte, als sie erkannte, daß es Danie war, der mit ihr rang.

„Um Gottes Willen, was tust du“, ist alles, was er sagen kann.

„Er wollte Vater — —.“ Weiter kommt sie nicht.

Der Sergeant hat inzwischen den Bauern losgelassen, da Danie es ihm befahl. Nun kommt er sich sehr überflüssig vor und wird voll roter Wut.

„Euren Lohn sollt ihr trotzdem kriegen“, knurrt er und läuft nach draußen.

Aber keiner achtet auf ihn.

— Rut sieht nicht in Danies Gesicht, nein. Sie starrt auf seine Arme, auf seine Brust, seine Schultern.

„Danie, was ist das —“, stammelt sie und deutet dann auf seine Uniform. „Das ist schrecklich —“

Er hat das kleine Gewehr noch in der Hand gehalten, nun wirft er es in eine Ecke und sagt kalt und nüchtern:

„Nun bin ich dir wohl fremd, nicht? — Das ist — ja — das ist meine Uniform. Wir sind doch mobil gemacht.“

Es ist ihm sehr recht, daß der Sergeant wieder in die Tür tritt und er ihn fragen kann, was es gegeben habe.

Der hebt die Hand an den Hut und berichtet, daß der Farmer ihn habe mit dem Kolben niederschlagen wollen. Und als er sich gewehrt habe, wäre das Mädchen hereingekommen und habe das Gewehr auf ihn angelegt. Er redet das alles verbissen und trotzig herunter und fügt noch hinzu: „Das genügt, Leutnant. Und der Mann muß jetzt nach draußen. So ist der Befehl. Los, mitkommen“, wendet er sich an Christian. Er ruft ein paar von seiner Patrouille herein.

„Der Mann bleibt zunächst hier“, sagt Danie.

„Ich bin von der Polizei und habe direkte Befehle“, antwortet der Sergeant. „Der Leutnant ist bloß von der Miliz.“

„Raus!“ Befiehlt ihm Danie.

„Wenn Sie mich an der Ausübung meiner Pflichten hindern, kann ich nichts machen. Melden werde ich es natürlich“, versetzt der Sergeant.

„Seid ihr denn alle hier wahnsinnig?“ Fährt Danie hoch.

Der Sergeant sieht ihn ein bißchen spöttisch an:

„Der Leutnant hat wohl jetzt schon die Nerven kaputt, wie? Na ja, ich komme aus Indien, da ist die Lehrzeit anders. Da wird einem nichts geschenkt. Und das sind nur Farbige dort. Freilich, das ist nicht so leicht hier. Aber Befehl ist eben Befehl.“

„Salt den Mund endlich“, unterbricht ihn Danie. „Freue dich, daß keiner hier so richtig die Knarre hochbekommt. Mit dem Kolben hat er dich niederschlagen wollen, sagst du? Hat er dich getroffen?“

„Hierher“, sagt der Sergeant, „vor die Brust —“

„Sei froh, daß er ihn dir nicht ins Gesicht gesetzt hat. Dann lebtest du nicht mehr, wenn so einer das macht!“

„Nein“, sagt Christian, „ins Gesicht, das konnte ich nicht —“

„Bilde dir da nichts drauf ein etwa, Ohm Christian. Du treibst rechten Unsinn trotzdem, das muß ich dir schon sagen“, wendet sich Danie an ihn. „Das wirft nun alles wieder über den Haufen, was du da angerichtet hast. Wie du ihn schließlich trafest, das ist den anderen gleich. Ich habe die Unterschrift vom Drosken, daß dir kein Haar gekrümmt werden soll, daß du bleiben darffst, ungekränkt, daß du vom Kommando befreit bist, und du — —“

Der gute Junge hat Mühe, seinen dienstlichen Zorn zu entladen. Trotzdem das ihm sehr in die Quere kommt und er in der Tat zornig ist. Aber er wollte eigentlich ganz etwas anderes sagen, und das geht nun nicht mehr an. Er muß hier diese verdammte Affenkomödie spielen in einer funkelnagelneuen Uniform, mit neuem, knarrendem Lederzeug und in hohen Stiefeln, mit einem Degen an der Seite. Freilich ist er gern Offizier, zum Teufel. Wahrscheinlich sogar ein recht guter. Aber ist das Offiziers-

dienst, dabei zu sein, wenn man anständige Leute abknallen will?

Er holt tief Luft, um seine Rolle hier anständig weiterzuspielen in dieser Komödie, von der noch keiner weiß, wie sie ausgeht.

Er sucht eifrig nach Worten.

Doch der Bauer ist langsam aus der Ecke, in der er gestanden, auf ihn zugekommen und sieht ihn nun verächtlich an:

„Warum bist du gekommen, Danie?“ fragt er gedehnt und voll Hohn. „Um mir Schmach anzutun? Zu guter Letzt Schmach? Das also hattest du mir wohl zu sagen, du mir?“ Er lacht.

Das versteht Danie nicht. Das wirklich nicht. Jeder anständige Mensch soll froh sein, wenn er sich aus diesem Wahnsinn herausarbeiten kann. Mag das auch ein paar Kratzer an der Haut oder feinetwegen auch sonstwo geben. Es war sehr anständig gehandelt von dem Drost, dem Bauern zu gestatten, auf seiner Farm zu bleiben. Ein Mann weniger, der sein Gewehr an die Backe hebt. Einer oder einige mehr auf der anderen Seite, die nun eine größere Chance haben, gut durchzukommen.

„Das verstehe, wer kann“, murmelt er fast verwirrt. „Ich verstehe es nicht.“

„Du wirst noch viel lernen müssen“, sagt Christian wie aus einer Entfernung.

Da dreht sich Danie zu den Polizeireitern herum, die gelangweilt teils und teils neugierig in der Tür

stehen und befiehlt dem Sergeanten, seine Patrouille sofort aufsitzen zu lassen und die sechs Meilen bis zur Station zurückzugehen.

Die Leute wollen sich gerade widerwillig entfernen, da rattert draußen ein Maschinengewehr eine kurze Serie von Schüssen.

Der Lärm, der sich zwischen den Wänden mehrfach bricht, läßt kein Wort aufkommen.

Danie stürzt an das Fenster.

Da hört es auf.

„Was war das?“ schreit er.

„Sie legten eben gerade das Vieh um, was noch da war“, sagt der Sergeant. „Ausgerechnet die Zugochsen waren alle im Kral zusammengetrieben. Wir haben für solche Zwecke ein leichtes Gewehr extra mit.“

Das M. G. belfert noch einmal los.

„Stoppen“, schreit Danie den Sergeanten an, „stoppen!!“

„Auf Ihre Verantwortung, Leutnant“, schreit ihm der Sergeant ins Ohr und geht widerwillig mit seinen Leuten ab.

— Es ist ein plötzliches Schweigen.

Man hört die Patrouille draußen sich fertig machen. Die Leute sitzen auf und reiten ab.

„Der englische Leutnant kämpft um Ochsen, wo es um Gefinnungen geht“, sagt Christian schneidend.

Das ist Danie zu viel. Aber er erwidert nur kurz:

„Schweig, Dhm. Behalte deine Worte für dich!“

Doch Christian hört nicht darauf. Er höhnt:

„Verräter bin ich, Meuterer, Rebel!! Du mußt mich doch jetzt festnehmen, Danie! Hör doch, du mußt es! Du mußt mich draußen auf dem Hof an die Wand stellen lassen!“

Er ist wie von Sinnen.

Danie zuckt nur die Achseln zu solchen Worten.

„Rut“, bittet er endlich. „Warum schweigst du zu allem — das kann ich nicht ertragen —“

Sie sieht ihn lange an. Schon die ganze Zeit. Und sie allein weiß, was sie gedacht hat in diesem Augenblick. — Denken? Es wird nichts mit dem Denken zu tun gehabt haben. Es gibt keine Gedanken und keine Worte dafür.

Aber sie wendet sich dann nur an den Vater und sagt, die Päcktaschen wieder aufnehmend, daß die Patrouille jetzt fort sei und ihre Pferde gesattelt draußen stünden. Sie wollten nun versuchen, durchzukommen.

Sa, so spricht sie. So spricht ihr Mund.

„Rut!“ ruft Danie verzweifelt. „Soll denn alles zugrunde gehen?“

„Besser rein gestorben als unsauber gelebt“, sagt Christian und nimmt den Ulmantel von den Patronengurten.

„Bleib mir vom Halse“, stößt Danie zornig hervor, „mit deinen Kalendersprüchen. Die kenne ich auch!“

Was ist mit diesem Bauern da? Es ist ihm im Grunde höchst gleichgültig. Er mag ihn gern, gewiß.

Aber er ist unvernünftig, er erscheint ihm töricht. Und nun das Mädchen! Rut! Wie kann sie vom Fortreiten reden?

„Du hast meinen Vater freigebeten, Danie“, sagt sie. Und legt den Ton auf das letzte Wort.

„Warum willst du mich so hart treffen, Rut“, fragt er.

„Wir haben keine Zeit, Danie“, antwortet sie hastig. „Laß uns jetzt zu den Pferden.“

„Du willst mit hinüber?“

„Ich verstehe deine Frage nicht, Danie“, klammert sie sich an Worte.

„Ihr reitet in den sicheren Tod! Alle Wege sind besetzt!“

„Es ist verächtlich, Danie, um jeden Preis leben zu wollen. Wir hier jedenfalls wollen das nicht. Das mußt du dir merken“, sagt Christian.

„Rut, höre doch“, wendet sich Danie erneut an das Mädchen.

„Dein Vater kann bleiben, ungekränkt, er braucht nicht zu reiten. Ich habe die Zusage des Drostens. Ungekränkt, Rut, hörst du denn nicht?“

„Ich habe dich vorhin schon sehr gut verstanden, Danie“, sagt sie still. „Aber Vater hat dir doch gesagt, wie wir denken um deine Worte?“

„Du auch, Rut?“

Sie sieht auf ihn und kämpft um Fassung, um Haltung, um ein paar anständige Worte zum Abschied. Sie kämpft nur noch um diese äußeren Dinge.

Denn das andere ist ja so klar. Es wird ein Abschied werden. Das weiß sie. Das ist nicht anders möglich. Was anderes, das kommt nur in schönen Geschichten vor. Sie könnte zurückbleiben. Sie würde zurückbleiben, ohne Besinnen. Ihr armes Herz schreit danach. Aber da ist noch anderes. Manchmal will man denken, daß es nichts sei, daß man es vergessen könne. Muß man es nicht vergessen können? Aber sie hier und die Eltern dort drüben. Oder sie dort und Danie dann allein hier — —. Wohl möglich, wohl möglich dies alles. Aber man bringt es nicht zusammen. Es will auseinander. Wird hier noch nach Liebe gefragt, nach dem Einfachsten, dem Natürlichsten? Niemand versteht solche stumme Sprache mehr. Nur noch sie und der Junge da, der so hoch und heiß atmet. Nichts ist ein Spiel um sie, aber alles bittere Wahrheit. Dort liegt Winnike tot. Fris Winnike ist das dort, jawohl.

Sie bekommt die Augen nicht von ihm los.

Danie folgt ihren Blicken.

Da ist dieser Blutgeruch im Zimmer —

„Dort liegt Winnike“, sagt sie endlich. „Einer von den Unseren ist erschossen. Von deinen Leuten, Danie. Ich war dabei, wie er starb. Das hat nichts verändert. Du weißt, was ich meine. Aber er ist tot, und wir leben. Darum müssen wir nun den Weg weiter gehen, auf dem er geschritten ist.“

„Ja, geh du deinen Weg, und laß uns den unseren“, sagt Christian nun ohne Härte.

„Mein Vater“, versucht der Junge es noch einmal, „kommt hierher. Er wollte alles in Ordnung bringen —“

„Dein Vater?“ Fragt Christian mit leisem Staunen. „Was tust du mir alles an, Danie? Das kann ich nicht verstehen. Spürst du denn nicht, um was es hier geht?“ Er schüttelt den Kopf. „Wenn du nicht so jung wärest, Danie, so jung —“

Er vollendet den Satz nicht. „Komm, Rut“, sagt er dann, „wir wollen uns fertigmachen.“

Er wendet Danie den Rücken und geht schnell zum Fenster hin, hebt dort mit seinem Messer die Diele auf und holt die Gewehre heraus, wickelt sie aus der Umhüllung, prüft schnell ihre Verschlüsse.

„Rut —“, sagt Danie erstickt.

„Leb wohl“, sagt sie leise und nimmt eines der Gewehre aus des Vaters Hand.

„Denke wenigstens nicht schlecht von mir, Rut“, bittet er.

„Aber Wahnsinn ist ja das alles. Du gehst zu den Deutschen, Ohm Christian, und damit wird dir Genüge? Aber das ist doch nicht alles?“ fragt er plötzlich.

„Vielleicht, Danie“, spricht Rut still, „reden wir alle nur um die Dinge herum, um uns hart zu machen. Vielleicht? O, es ist gewiß so.“

Christian hängt die Gewehre an den Riemen über die Schulter. Dann streckt er Danie die Hand hin:

„Es sind harte Worte gefallen zwischen uns. Sie sollen vergessen sein.“

Danie schlägt ein:

„Es soll alles vergessen sein, Ohm Christian. Es wird sich auch für mich etwas finden. Vielleicht ist das so, Rut, wie du sagst.“ Er bricht ab: „Kommt, ich bringe euch durch die Posten. Eilt euch. Wenn mein Vater von der Patrouille gehört hat, was hier vorgefallen ist, dann ist nichts mehr, was dir helfen kann, Ohm Christian. Kommt, ich bitte euch!“

Sie wenden sich zum gehen und sind schon draußen auf der Veranda, da hören sie in der Stille draußen Kornelia leise rufend näher kommen, die bei den Pferden gewartet hat. In der Dunkelheit und in dem Lärm hat sie von der Polizeipatrouille nicht entdeckt werden können.

„Wo bleibt ihr?“ ruft sie von weitem. „Im großen Kreis ziehen sich Reiter an die Farm heran, schnell!“

Christian, Rut und Danie sind schon in der Dunkelheit draußen und tappen unsicher herum, da sie bis jetzt im Licht der Lampe gewesen sind. Und die Langsamkeit, mit der sie über den Hof gelangen, ist wohl daran schuld, daß sie nicht im letzten Augenblick noch bis zu den Tieren durchkommen.

Reiter sind da, hinter den Schuppen schnell hervorbrechend, und treiben sie wieder ins Haus zurück.

Christian hat gerade noch Zeit, vor den Nachdringenden die drei Gewehre unter die Bänke

zu werfen und die Patronengürtel hinterher zu schleudern.

Da steht schon der alte Bronkhorst mit einigen Reitern mitten unter ihnen, dieser straffe harte alte Mann mit den weißen Haaren. Er wäre bestimmt jetzt nicht ausgerechnet hierher gekommen, wenn es ursprünglich nicht seine Absicht gewesen wäre, auf Danies Betreiben mit Christian irgendwie ins Reine zu kommen. Das hätte er nach einigem Zögern wohl über sich gewonnen, und er wollte nach reiflichster Überlegung um der Kinder willen tun, was in seinen Kräften stand, nachdem er sich von der Überraschung erholt, die über ihn gekommen war, als Danie ihm erzählt hatte, wie es um ihn und um Rut bestellt sei. Doch er hatte nun unterwegs den Sergeanten getroffen, und dessen Bericht hatte seine Entschlüsse wieder über den Haufen geworfen. Der Ritt hierher, ursprünglich aus freiem Entschluß unternommen, war ihm nun plötzlich zur Pflicht geworden.

Über das Geschehene kommt er nicht mehr hinweg. Und er sagt das auch in seiner knappen, trocknen, unbewegten Art. Sie sollten ihm also alles nicht noch schwerer machen, als es schon sei, fügt er hinzu.

Nein, das wollten sie natürlich nicht, sagt Christian, und was ihn angehe, so wolle er daran denken, wie sie damals zusammen durchgehalten und am Ende beide zugleich die Gewehre auf denselben Haufen geworfen hätten.

Das ist Bronkhorst zu viel, und er erwidert, daran hätte Christian ruhig denken, aber es nicht aussprechen sollen. Es sei unnütz, das aufzuwühlen. Was nun käme, stünde außerhalb seines eigenen Willens und damit seiner Macht.

„Wie wenig du mich verstehst“, sagt Christian bedrückt.

Auch er habe daran gedacht, versetzt Bronkhorst schnell und kühl. Aber nur das. Darum auch sei er hierhergekommen ursprünglich, um zu versuchen, was möglich war. Christian aber habe das zunichte gemacht.

Da fährt der Bauer hoch und meint geringschäßig, das alles wäre geschehen, weil er selbst der Alte geblieben wäre, Bronkhorst aber wäre ein Neuer geworden. Darum eben ständen sie hier jetzt so gegen einander.

Er befände sich in der besten Gesellschaft, versetzt Bronkhorst, man brauche sich nur der Generale Botha und Smuts zu erinnern, die in mancher Schlacht gegen die Engländer ihren Mann gestanden und heute eingesehen hätten, daß ein mächtiger Bund von Kolonialstaaten unter englischer Führung besser sei als die ganze echt deutsche Kleinstaaterie.

Alle hätten ihr Volk, das Afrikanervolk, verraten, zu dem sie gehörten, erwidert Christian, alle, die sich mit den neuen Verhältnissen abfanden.

Gisbert Bronkhorst bleibt ganz ruhig.

Jegliche Unterhaltung dünkt ihn hier unnütz. Das sagt er sofort abbrechend scharf und deutlich. Er sei

nicht gekommen, um mit Christian hier Raffee zu trinken. Das sollte sich jeder denken können. Im übrigen lägen die Dinge doch anders, als Christian und seine Gefinnungsgenossen das dächten. Niemandem solle in Südwest ein Haar gekrümmt werden, der ruhig auf seiner Farm bliebe. Man könne also bereits deutlich erkennen, daß das Vorgehen der Bauern nichts sei als Meuterei, die ihnen lange schon in den Knochen gesteckt habe.

Christian muß hart und trocken lachen:

„Der Räuber kommt und ruft, ich tue dir nichts. — Es wird denen ergehen wie uns. Eben haben sie, ehe du kamst, mit dem Maschinengewehr meine Ochsen erschossen. — Sie werden sich wehren da drüben, weil sie Männer sind, und darum wird ihnen das gleiche geschehen: Frauen und Kinder verschleppt, und die Farm bekommt irgend ein Sottentott.“ Er zeigt durchs Fenster: „Da sieh hin! Winnikes Farm leuchtet brennend durch die Nacht hierher. Und da liegt er selber tot — —!“

„Weil er, wie du, seine Hand erhob, Christian. Er hat das Kommando verlassen und auf die eigenen Leute geschossen! Das, denke ich, genügt. Aber du willst das nicht einsehen, Christian —“

Der tritt nahe zu ihm hin und sagt leise:

„Spar deine Worte, Gisbert. Ich sage dir, ihr alle, die ihr die Hand zu diesem Kriege reicht, ihr müßt einmal vor den Hergott treten, und er wird es mit seinen Posaunen euch in die Ohren donnern:

Verflucht, wer seines Nächsten Grenzpfähle ver-
setzt! — Denn darum geht es wieder wie immer: um
das bißchen Besitz, das der andere hat — —“

Er habe weiter nichts mehr zu sagen, meint Bronk-
horst. Er gehorche den Befehlen der Union und
handle so, wie es ihn das beste dünke für Volk und
Land. Er hätte sich auf diesen Speech überhaupt
nur eingelassen der Bauern wegen, die unter ihm
ritten, um ihnen zu zeigen, daß sein und ihr Ver-
halten recht und richtig sei. Für Meuterer habe er
kein Verständnis. Im Kriege habe jeder zu ge-
horchen und zu schweigen. Er werde keinen einzigen
Schritt von seinem Wege weichen, den zu gehen er
sich auf Grund der Erfahrungen und Erkenntnisse
eines langen harten Lebens unwiderruflich ent-
schlossen. Niemand würde ihn davon abbringen.
Auch Christian nicht.

Er bestimmt, daß Rut und Kornelia zunächst auf
der Farm bleiben sollen, selbstverständlich würde ein
Posten hierher gelegt werden; denn Ruts Vergehen
sei eher noch schlimmer als das Christians. Was mit
ihr geschähe, wolle er selbst nicht entscheiden, sondern
den Fall seiner vorgesezten Stelle zur weiteren Ver-
anlassung übergeben. Christian aber habe ihm zu
folgen.

„Danie, hilf!“ sagt Rut leise.

Danie hat alle die Zeit bei den Frauen gestanden.

Nun tritt er zu seinem Vater hin und bittet ihn,
nur das nicht zu tun.

Aber Gisbert hört nicht auf seine Worte. Christian's Leben hinge an einem Haar, sagt er und sieht den Sohn erstaunt an. Vielleicht fände das Kriegsgericht ein milderes Urteil, als er im Augenblick glaube. Er wolle den Ausweg mit suchen helfen, das verspreche er.

„Tue was du willst“, sagt Christian sehr ruhig. „Aber ich speie auf jede Gnade.“

Er sagt es ganz nüchtern hin, als wenn es nichts wäre, was da eben aus seinem Munde kam.

Gisbert behält auch jetzt die Gewalt über sich, trotzdem das auf ihn ganz allein geht.

Er macht sich noch steiler und aufrechter und gibt den Befehl, Christian nach draußen zu führen.

„So weit läßt du es kommen?“ ruft Danie. „So weit, Vater?“ Der Alte hört noch immer nicht, was der Junge sagt.

Tatsächlich kommen jetzt ein paar Reiter auch mitten ins Zimmer herein und gehen auf Christian ein paar Schritte zu.

„Die Hände von ihm“, schreit Danie und stellt sich vor Christian hin.

Aber Gisbert rückt nur mit dem Kopf, und die Männer rücken noch einen Schritt näher heran.

„Wer zögert, kommt vor ein Kriegsgericht“, sagt er.

„Mutter?“ fragt Rut. „Hat Gott uns alle verlassen? Oder sieht er dieses hier nicht?“

„Schweig, Kind“, sagt Kornelia hart, und so laut, daß es alle hören müssen. „Behalte alles für dich.“

Es kommt die Zeit, da die Steine schreien werden für uns. Uns bringt keiner um. Wer auf dem Sand liegt oder im Zuchthaus sitzt, der hat Gottes Ohr. Sieh hin, Kind“, fährt sie fort, „sieh genau hin: die da die Hände jetzt heben müssen, das sind Leute wie wir. Bauern wie dein Vater. Und vielleicht mit ihm zusammen im Gefecht gewesen.“

Die Männer blicken auf die ruhige Frau.

— Einer von ihnen wendet sich gegen den alten Bronkhorst und sagt: „Tu was du mußt, Major. Aber das ist gegen das Gewissen —.“ Er stöhnt fast. „Und wenn ich auch wollte, ich bekäme die Hände nicht hoch —“

„Ihr wollt nicht?“ fährt Gisbert auf.

„Du hörst es“, sagt ein anderer, „es geht nicht —“

Da droht Gisbert, englische Polizei holen zu lassen.

Er möge selber sie herbeirufen, sie ritten danach nicht, murren mehrere.

Einer sagt ganz offen, sie wollten schon dafür sorgen, daß die Wittows heil über den Fluß kämen. Am liebsten gingen sie selber mit.

Das war wohl der Augenblick, wo Gisbert Bronkhorst ohne weiteres bereit gewesen ist, zur Pistole zu greifen. Und er hätte wohl auch ohne Besinnen auf die Reiter gehalten.

Aber das Schicksal meinte es gnädig mit ihm. Es überhob ihn dieses Versuches, sich Gehorsam zu er-

zwingen. Während seine Hand sich zum Kolbenhals hebt, wird draußen sein Name gerufen.

Der Major sei drin beim Bauern, wird vernehmlich geantwortet von den Leuten, die auf dem Hofe halten.

Die an der Tür machen Platz, und ein Meldereiter hält eine Depesche vor sich.

Gisbert greift zu und öffnet sie.

„Da seht ihr, was es mit den Deutschen auf sich hat“, sagt er, als er gelesen. „Wer will denn nun rauben und plündern? Wer greift an in der Welt überall, nicht nur drüben in Europa, sondern sogar hier? Ihr denkt, wenn ihr nicht in den Orlog geht, bleiben die in Südwest drüben still?? Wer will nun dem andern das seine nehmen? Wer greift an??“ So schleudert er seine harten Fragen in die Luft.

Sie sehen alle auf den großen mageren Mann in der knappen Uniform, der da ein Papier vor ihren Nasen schwenkt und auf einmal ganz anders ist.

„Wer greift an?“ fragt er noch einmal.

Sie wissen nicht, was sie sagen sollen zu solchen Reden und kommen neugierig näher.

„Sawohl“, sagt er, „hier steht es: Starke deutsche Truppen haben Nakab besetzt! Nun satteln noch alle und sitzen auf, Jungens, wie?“ Seine dünne Stimme ist heiser und hoch vor Erregung. „Denn die Deutschen sind es, die auch hier unten angreifen!“

„Das ist nicht wahr!“ ruft als erster Christian, der

die Sprache wiederfindet. „Die Deutschen greifen an, uns? Das ist nicht möglich!“

„Wie gut war das, was unsere Generale angeordnet hatten“, sagt Gisbert und geht auf und ab. Er hat steif bis dahin immer auf einem Fleck gestanden.

„Heute Nacht wolltet ihr über den Dranje“, hält Christian ihm vor.

„Daß wir die Übergänge in der Hand haben mußten, war klar. Wer sagt, daß wir weiter wollten?“ fragt Gisbert zurück.

„Zwölf Jahre und noch länger haben sie uns geholfen“, versetzt Christian. „Und nun so? Es ist nicht wahr! Es ist nicht wahr!“

„Laß das doch Dhm“, bittet Danie. „Merkst du denn nicht, daß nun doch alles gut wird?“

„Sei vernünftig, Christian“, überwindet sich auch Bronkhorst zu sagen in seiner raschen Art. „Das ist doch wenigstens fürs erste so etwas wie eine Lösung. Wenn sie dich auch bitter ankommen mag. Wenn die nun drüben die Grenzpfähle als die ersten verrücken wollen, dann müssen sie eben eins auf die Finger haben. Das hier ist eine ganz neue Sachlage. Und wenn du erklären würdest, daß du unter solchen Umständen natürlich bereit wärest, das deine zu tun, dann bekämen wir alles ins Lot —“

„Laß das, Gisbert“, wehrt Christian ab, „ich will nicht. Und wenn ich wollte, ich könnte einfach nicht.“

„Freut es dich denn gar nicht, daß hier nun alles wieder zusammenkommen kann, wenn alle vernünftig sind?“ Es ist, halb wieder seinen Willen, ein leises Drängen in Gisberts Worten.

„Du wirfst dem Geseß nach vielleicht verurteilt. Aber du bleibst frei, das ist sicher —“

„Du verstehst das nicht“, sagt Christian, „ich bin hier fertig. Wie kann sich da noch etwas ändern?“

„Vater“, bittet Rut, „lieber Vater —“

„Laß doch Kind“, sagt er. „So freut euch nur ruhig und von Herzen. Ich will euch nicht im Wege sein. Kummert euch gar nicht um mich. Begreift doch: für mich wird das alles nur immer schwerer. Ich gehöre nun mal wieder dort rüber. Hier ist doch jetzt etwas schlafen gegangen für mich. Ob Recht oder Unrecht. Was tut mir das noch.“

„Danie, hilf du ihm doch“, bittet Rut.

Aber der Vater wehrt ab.

Da lassen sie ihn. Nur Kornelia setzt sich dicht zu ihm, und sie sprechen leise miteinander.

„Es wird noch gut, es kommt alles zu einem guten Ende jetzt“, sagt Danie eifrig.

Gisbert müht sich, unter das alles einen Strich zu machen.

Er legt auch einen Arm um Rut und will wissen, wie weit sie eigentlich miteinander wären.

Sie hätten sich kaum gesprochen, sagt Rut ein wenig steif.

Sie spürt seine Ungeschicklichkeit und lehnt heimlich sein Wesen ab, seine gut gemeinten Worte.

Nun, das würde alles schon werden. Wenn der Orlog vorbei sei, dann sollten sie heiraten, meint Gisbert. Es wäre eine schöne Verbindung und ganz nach seinem Sinne.

Der Kinder wegen hätte er wohl noch manches zu sagen sich bemüht. Doch es kommt alles so steif von seinen Lippen, und mancher, der ihn hört, denkt, daß es besser wäre, wenn der weißhaarige alte Mann schwiege. Er mache wahrhaftig einen schlechten Brautvater, ihr Major, sagt einer von den Reitern halblaut. Gisbert hört es und nimmt seinen Arm wieder von Ruts Schulter. Und als Danie auf seine letzten Worte hin sagt: „So lange noch, Vater?“ da lachen mehrere auf einmal, die Zeuge der Bemühungen des Alten gewesen sind. Und man weiß nicht, ob sie über ihn oder über Danies Worte etwas lachen müssen.

Aber, wie dem auch sein mag, die meisten derer, die da in der Stube überall herumstehen, haben den Krieg vergessen und schwätzen. Sie wollen, daß Kornelia ihnen als guten Landsleuten nun endlich Kaffee koche, denn die Nacht wäre kalt und sie frören gottsjämmerlich in dem dünnen Rhaki, im übrigen wäre das so Brauch, daß man als Gast auf einer Farm seinen Kaffee bekomme.

Sie wollen den toten Winnike nach draußen bringen, um Platz zu bekommen. Sie wollen ihn anständig

aufbahren, wie es ihm zukommt. Aber Christian läßt es nicht zu. Er legt einige Decken über ihn und meint, das sollten sie ihm überlassen.

Da gehen sie achselzuckend nach draußen auf die Veranda zu den andern.

Das Kaffeekochen wollen Rut und Danie übernehmen. Sie gehen beide in die Küche, und einer der Reiter will die Tür hinter ihnen zumachen. Das wollen sie aber nicht, und die gemerkt haben, was vorgeht, lachen.

— Es ist indessen nicht nur Christian, der das Telegramm ungläubig aufgenommen hat. Es sind auch noch andere da, die das nicht begreifen können. Sie reden davon, und einer der Männer steckt seinen Kopf zum Fenster herein und fragt Gisbert, ob er denn die Meldung nicht einmal sehen könne.

Gisbert hatte sich an die Seite Kornelias gesetzt und sich bemüht, ein Gespräch mit ihr zu beginnen.

Er sieht auf, als er von hinten angeredet wird und gibt nach einigem Zögern den Zettel zum Fenster hin.

„Nun höre einer den Ungläubigen“, sagt er laut mit seiner brüchigen Stimme, „da ist noch einer, Christian, hörst du? Nun lies du nur laut und deutlich vor, Jopie. Aber beeile dich damit, denn sonst kommst du zu spät zu Muttern. So kurz wird nämlich der ganze Drlog sein.“

Der Reiter schwingt sich von außen in die Fensterbrüstung und ruft, sie sollten mal still sein, er wolle das Telegramm vorlesen, was an den Major gekommen

wäre. Dann spricht er langsam und deutlich in die Stille hinein:

„Starke deutsche Truppen haben Nakab besetzt.“

„Es stimmt alles, seht ihr?“ sagt Gisbert laut.

„Es ist sogar eine Karte dabei. Man hat das Telegramm gleich vervielfältigt und die Karte dazu. Hier, seht ihr?“ Er hält die Zeichnung hoch. „Die Deutschen haben die Grenze überschritten! Das ist der Angriff also! Da, das sind zehn Meilen Ritt bis Nakab für die Deutschen auf unserem Gebiet! Ihr seht, wie unvorbereitet wir waren, daß so etwas möglich war.“

Nun wollen sie erst recht ihren Kaffee haben und freuen sich, als Rut mit einer Schüssel voll Kuchen auf die Veranda kommt, auf der die Petroleumlampen brennen.

Danie kommt mit der ersten Kanne heißen Kaffees hinterher, und sie halten alle ihre Becher hin und lassen sich einschenken.

Die Karte geht immer noch von Hand zu Hand.

„Nun laßt endlich das blöde Ding da“, meint Danie. „Uns kann es ja egal sein, wo sie angreifen. Wir werden sie schon fassen.“

Rut hat den Namen nicht verstanden vorhin über dem Lärm der großen Kaffeemühle und fragt noch einmal danach.

„Es ist eine Wasserstelle und heißt Nakab, Rutchen“, sagt einer der Reiter.

„Nakab?“ fragt Danie und sieht nach, wer noch

einen leeren Becher hat. Aber sie sind alle versehen. Da stellt er die große Blechkanne hin. Dann geht er in den Hof hinunter.

Wo er hingehe, fragen sie ihn.

Er wolle nach seinem Pferde sehen.

Das sei unnötig. Das Tier wäre versorgt, rufen sie hinter ihm drein.

Aber er ist schon tief drin in der Dunkelheit.

Nach einiger Zeit kommt er wieder und geht auf seinen Vater zu.

„Vater“, fragt er nach einigem Zögern, „Nakab, das kennen wir doch? Da sind wir doch einmal gewesen? Ich war höchstens zehn Jahre alt damals. Du weißt doch?“

„Freilich, Danie“, antwortet Gisbert. „Natürlich. Wie man das vergessen kann. Du warst ja mit auf dem Ritt. Daß du das noch weißt —“

Er bricht ab und muß den Jungen ansehen, der ihm fest in die Augen blickt.

„Da hat uns doch ein deutscher Unteroffizier noch zu dem Wasserloch gebracht, weil wir die Pferde tränken wollten, nicht?“

„Ich weiß, gewiß —“

„Daß man das alles aus dir herausholen muß, Vater“, sagt Danie.

„Wie? —“ entgegnet Bronkhorst. „Das ist doch ganz unwichtig. Besonders jetzt für dich. Springst auf einmal so in die Nacht ohne sie mitzunehmen. Da war ich ganz anders in deinem Alter.“ Er versucht

zu lachen und zieht seinen dünnen Mund nach den Seiten hin. „Das ist weiß Gott sehr unwichtig, was da mal vor fünfzehn Jahren war, als wir an einem Wasserloch hielten und unsere Pferde tränkten.“

„Unwichtig nennst du das?“ fragt Danie. „Ich sehe übrigens alles wieder ganz deutlich vor mir. Wir fanden die Wasserstelle nicht gleich —“

„Es ist aber gut, daß der Mensch vergessen kann, Danie“, fällt ihm der Alte ins Wort. „Damit will ich nun nicht etwa sagen, daß du vergessen müßtest, was vor einer Stunde hier noch war. Wir haben unsere Pflicht zu tun, immer und unter allen Umständen. Hörst du? Noch weiß keiner, wie alles wird. Und Befehl bleibt Befehl. Du aber sitzt und spinnst, wie dein Onkel hier —“

Er regt sich auf, und die Worte, zwischen denen kein rechter Zusammenhang ist, kommen ihm schwer.

„So wird das nicht gehen, Vater, so nicht“, bedrängt ihn der Junge. „Unwichtig nennst du also auch das!“

„Wie soll ich es sonst nennen, Danie — —“

„Was hat er denn eigentlich?“ fragt Rut dazwischen, die schon eine Weile erstaunt zugehört hat.

„Gebt mal die Karte her“, wendet sich der alte Bronkhorst zu den Leuten auf der Veranda zurück. Er bekommt sie. „Hier ist die Karte, Danie, wenn du es für so wichtig hältst —“

Danie sieht kurz darauf, dann schiebt er sie ein Stück weiter auf den Tisch hin, macht die Augen eng und den Mund schmal.

„Vater“, bringt er endlich hervor, „weißt du denn nicht mehr, daß es ein deutscher Unteroffizier war, den wir trafen, und der uns das Wasserloch zeigte?“

„Um Gottes Willen, Danie“, sagt Rut, „was ist denn mit dir!“

Gisbert sieht den Jungen eine Weile an, ganz still.

Er legt ihm nicht einmal die Hand auf den Arm oder tut sonst etwas, was ihn noch beeinflussen könnte. Er atmet nicht tiefer als sonst, sondern so flach und kurz wie immer. Aber er hat das harte, steile Gesicht von vorhin. Und wer in einem solchen Gesicht zu lesen versteht — das sind nur ganz wenige —, der hätte vielleicht gemerkt, das der alte Bronkhorst jetzt von vielem Abschied nimmt, ohne daß er einen Finger darum rührt oder mit den Wimpern zuckt oder die Lippen ihm auch nur trocken werden.

„Du kannst ja ruhig sprechen, Danie, wenn du willst, — das heißt, wenn du es für richtig hältst —.“ Das ist alles, was er sagt.

„Schweigen soll ich, heißt das, ja?“

„Was habt ihr denn beide?“ fragt nun auch Christian und hebt den Kopf aus den Händen. „Ich denke, es wird jetzt Friede gemacht? Oder ist es nichts damit?“

„Du weißt es, Vater?“ drängt Danie.

„Ja“, antwortet der Alte fest. „Jetzt weiß ich es wieder. Jetzt, Danie —“

Da bricht der Junge jäh aus: „Dann sag es —!“

„Ich tue es nicht“, sagt der Alte streng.

Da spricht es denn also Danie aus:

„Es war alles vergeblich, Freunde. Die ganze Freude. Man hat die Karte — gefälscht. Die Grenze ist verkehrt gezogen. Nakab ist — — deutsch — —“

„Dann ist es ja am Tag“, spricht Christian langsam.

„So werden wir also betrogen von den eigenen Leuten.“

„Ja, es stimmt“, sagt Gisbert und setzt die hageren Knöchel vor sich auf den Tisch, daß es klingt. „Wir haben damals auf deutscher Seite die Pferde getränkt.“

„Nun muß also auch schon der Betrug heran!“ schleudert Christian heraus, Gisbert ins Gesicht.

Da packt ihn der jäh beim Arm:

„Wen meinst du, Christian??“

Der Bauer wischt die Hand vom Ärmel herunter, die da noch liegt und sagt im Aufstehen: „Wen ich meine? Botha — Smuts — — alle, die Volk und Land dran gaben —, jeden, der zu Verrat und Hinterlist die Hand reicht, jeden!! — Also auch dich, Gisbert Bronkhorst — dich!!“

„Man muß es in die Welt hinaus schreien“, ruft Kornelia erregt, „dieser Betrug ist ungeheuer!“

„Schreien?“ zuckt Christian die Achseln. Schreien? Man hört dich nicht bis zur nächsten Farm, und die ist verbrannt.“ Er wendet sich gegen Gisbert: „Wie schlecht muß eure Sache stehen, wenn ihr für sie zu Betrügern werdet. Aber geschickt seid ihr, das muß man euch lassen! Nun schwillt euer Aufgebot auf

siebzigttausend und mehr! Nun reiten alle gegen die paar da in Südwest. Und ganz Südafrika weiß es nicht, wie sehr man es betrogen!“

„Spar deine Worte“, versetzt Bronthorst.

„Aber du, Vater, hättest es gleich wissen müssen, als die Depesche kam“, wirft ihm Danie vor.

„Bei Gott, ich habe es nicht gleich gewußt“, sagt der Alte. Wirklich er spricht die Wahrheit. Das weiß ein jeder.

Zum Betrüger hat Gisbert Bronthorst sich nicht gemacht.

Die Reiter sind hereingekommen unter den verrückten Reden drin. Man hat sie aufgeboten. Sie sind nach einigem Zögern zu Pferde gestiegen, aus diesen und jenen Gründen, die jeder Engländer kennt. Aus denen sie selber kein Hehl machen. Aber jetzt soll man ihnen nun endlich sagen, ob das ein richtiger Krieg wird oder nicht. Eine schwere Sache, freilich. Sie neigten in der Mehrzahl dem Gefühl nach selbstverständlich zu den Deutschen hinüber. Und der Verstand hält sie bei den Engländern. Aber es ist jetzt doch allerhand locker in ihnen. Was, wissen sie selber nicht. Aber daß da eine große üble Sache gestartet wird, zu der man ihre Gewehre haben will, das haben sie deutlich erkannt.

Und sie warten auf irgend etwas, was nun den Ausschlag gibt.

„Vater“, sagt Danie, „spürst du nicht, wie uns das trennt?“

„Du mußt nicht so sprechen, Danie. Ich habe an euch alle gedacht hier, als ich es kommen fühlte. Aber es wäre mit dem Telegramm schon eine Lösung gewesen. Wenn auch keine richtige. Und ich hätte niemals gesagt, daß ich es wußte. Aber nicht allein aus dem Grunde. Das ist nicht die Hauptsache. Für mich nicht. Ich bin Soldat und muß gehorchen und schweigen!“

Danie hat jedes Wort in seine wehe Brust hineingelassen.

Das gilt für den Vater. Das erkennt er wohl an. Aber da ist nichts, nichts für ihn an dieser Auffassung. Wofür kämpft man, wenn nicht für das Recht?

Nun steht er selber so schmal und hart wie der Alte dort beinahe und sagt glatt heraus, daß ihre Wege jetzt weit auseinander sprängen. Gisbert sieht ihn überrascht und verständnislos an. Dann sagt er knapp, Danie habe nur einen Weg zu gehen. Es stehe ihm nicht an, im Kriegsfall über Maßnahmen der Landesregierung zu rechten. Ob ihre Mittel gut oder schlecht seien, das müsse im Krieg dem einzelnen Manne gleichgültig sein. Er habe einen Eid geschworen, und den habe er nun zu erfüllen. —

So ginge das nicht, erwidert der Junge und macht sich noch steiler und aufrechter.

„Noch einmal, du hast zu gehorchen“, herrscht ihn Gisbert an.

„Ja, aber nicht dir!“

„Nein, aber deinem Eid!“

„Ich weiß jetzt“, sagt Danie, und seine Worte zucken wie ein Peitschenhieb hin, „was ich von diesem Eid zu halten habe —“

„Was heißt das?“ fährt der Alte hoch.

Der Junge steht wieder ganz ruhig und leicht. Er sieht den Alten mit großen Augen an.

Sein Mund zittert. Und fast scheint es, als müsse er weinen. Aber nur für einen kurzen Augenblick.

„Was ist, Danie?“ fragt der Alte. „Danie, was willst du denn anderes tun?“

„Nenne du das wie du willst, was ich jetzt tue. Ich habe keinen Namen dafür“, sagt Danie still.

Er hat nun kein Wort mehr. Rein einziges.

Er greift auf seine Achseln und reißt sich die Offizierszeichen herunter. Einen Augenblick hat er sie in seinen Händen. Dann hängt er den Degen aus und hält beides dem Vater hin. Doch dem sind die Hände wie abgeschlagen.

Danie hält Degen und Zeichen den Reitern hin, als der Vater sie nicht entgegennimmt. Aber die sehen an ihm vorbei.

Da legt er alles still und behutsam auf den Tisch.

„Dieser Krieg ist schlimmer als Brudermord“, sagt er dazu.

„Ich bin Offizier gewesen.“

— — Sie schweigen alle.

Rut geht zu ihm hin und legt die Arme um seinen Hals.

„Danie“, flüstert sie, „was tatest du —“

„Den ersten Schritt auf meinem Wege, auf meinem“, sagt er sanft.

„Sei ganz ruhig, Danie“, spricht sie in zarter Sorge, „dir darf keiner was tun.“

Er lächelt ein wenig: „Sei beruhigt, Rut, mir tut keiner mehr was.“

Christian geht mit seinem schweren Schritt auf Gisbert zu und sagt schmerzvoll: „Gisbert, nun ist es so weit. Jetzt wird es nur noch ein Jauchzen sein, wenn die Rügen beginnen zu singen.“

Vielleicht schwankt Gisbert noch einmal einen Augenblick lang, ob er das Äußerste tun und Danie und Christian in Haft nehmen solle, Gehorsam von den Bauern mit der Pistole fordernd. Es ist ihm gegeben, sich durchzusetzen. Er allein kann das.

Er sieht die Männer der Reihe nach an. Jeden einzelnen, wie er da steht. Nein, er wird niemals zugeben, daß auf ihrer Seite das Recht ist. Er würde es nicht, und wenn es dort groß und gewaltig stünde als ein Engel mit mächtigen Flügeln. Aber etwas anderes ist da, das ihn zu schweigen zwingt. Und nichts spürt er, was seinen Mund öffnen, was seine Hand an den Pistolengriff legen kann. Es sieht ihn an, größer als menschliches Gesetz, größer als Recht und Unrecht. Jenseits steht es von allem Maß und aller Gewohnheit.

— Christian ist zu den Reitern getreten. Er sagt ihnen einfach, klar und bestimmt, daß nun geritten

würde. Für die paar Deutschen da drüben. Es sähe wohl so aus, als wenn alles sinnlos wäre, was jetzt geschieht. Der Bruder stehe auf gegen den Bruder. Aber sicher sei, daß Widersinn sich in Sinn verkehre, später einmal, wenn ein jeder das tue, was er für das Rechte erkannt. Da sagen die meisten ohne Zaudern, daß sie mit ihm gehen wollten.

Christian wendet sich zu Bronkhorst zurück, der immer noch da steht, wie aus Stein gemacht. Er fühlt keinen Triumph, daß die Dinge sich so gewandelt haben. Er kann freilich ihm auch nicht die Hand auf die Schulter legen, wie er es früher gern hier und da gerade bei ihm getan hat. Da ist nun eine Wand zwischen ihnen, die kein Mensch durchbricht.

In ihrem Leben wohl kaum mehr.

„Gisbert, geh du in Frieden“, sagt er. „Es ist besser so. Wir sind so weit, daß wir ruhig und still sind über allem und keiner von uns dich verachtet, wie du uns nicht verachten wirst.“

Gisbert sieht ihn an und sagte nach scharfem Überlegen:

„Niemand hier soll den andern hindern, das Seine zu tun. Nimm die mit dir, die mit dir wollen. Und ich die andern. Ich meine, wir geben uns eine Stunde.“

So halten sie es denn.

Gisbert befiehlt den Leuten, die mit ihm reiten wollen, draußen aufzusitzen.

Einige gehen nach kurzem Besinnen schweigend zu den Pferden hinaus.

„Danie!“ fragt Bronkhorst dann noch.

„Vater, leb wohl“, sagt der Junge fest.

„Du reitest mit ihnen?“ Der Alte sieht ihn kurz an.

„Das nicht, Vater, das nicht!“

„Es ist gut“, sagt Bronkhorst.

Danie legt mit einer scheuen plötzlichen Bewegung die Arme um des Vaters Hals. Dann wendet er sich ab.

— — Christian sieht von einem zum andern.

Er kann nichts tun, als einmal noch seine Hände falten, wie die Bauern es immer gehalten, ehe sie ins Gefecht gingen.

Er betet. Und die Männer nehmen die Hüte von den Köpfen.

„Gott Vater im Himmel“, sprechen Christians Lippen leise, aber sein Herz mit großer Kraft, „nimm all deine Macht, daß dieses Dunkel von hinnen getrieben werde und verwehe! Dein Wetter steht über den Völkern, die gleichen Blutes sind, und sie erkennen es nicht! Wir wollen das unsere tun, daß diese Not vergehe, jeder an seinem Platz, wo er hingestellt ist! Amen.“

Gisbert hat noch in der Tür gestanden und alles mit angehört.

„Ich ziehe alle Posten und Patrouillen zurück, damit ihr hinüberkommt. Kornelia und Rut, ich wünsche euch das beste.“ Er sieht noch einmal zu Danie hinüber.

Ihre Augen begegnen sich noch dieses eine Mal.

„Vater, es geht nicht an, daß auch nur an einem sein Kelch vorüber gehe in dieser Zeit“, das sind seine letzten Worte an den Vater gewesen, der schnell in den Hof hinabgeht. —

— — Christian gibt den Zurückbleibenden seine Befehle.

Sie verteilen die Vorräte an Trockenfleisch.

Sie empfangen Decken und reichlich Futter für die Pferde.

Sie versuchen herumstreunende Pferde der Farm noch einzufangen, um genügend Packtiere zu haben.

Die Ochsen liegen tot, die Herden sind in alle Winde zerstreut. Nichts kann mehr mitgenommen werden, als was Pferd und Mann tragen können.

Die Pferde werden getränkt, damit sie noch satt sind, wenn sie an die Furt kommen und dort am Wasser nicht unruhig werden.

Was in der Zukunft sein wird, ist dunkel. Aber sie sind zufrieden in der Unwiderruflichkeit ihres Entschlusses. Sie haben ein Ziel.

Und sie wissen eines: daß, wer nicht für die Freiheit ficht, die Luft nicht wert ist, die er atmet.

*

Die letzten Berrichtungen gehen schnell.

Alles steht draußen marschbereit bei den Pferden und wartet auf den Befehl zum Aufsitzen.

Sie sind nun voll Ungeduld.

Sie haben Friß Winnike ein Grab bereitet, hinten im Garten bei den Blumen. Dort schläft er nun.

Es mag wohl das erste Grab gewesen sein, das in diesem Bruderkrieg geschaufelt wurde.

— Danie ist ihnen bei allem zur Hand gegangen.

Da alles getan ist, bleibt er dennoch un schlüssig draußen bei den Pferden.

Auch Kornelia ist bei den Reitern und trifft ihre letzten Anordnungen. Sie hat sich leise mit Danie besprochen. Dann hat sie Abschied von ihm genommen.

— Im Hause sind nur noch Christian und Rut.

Rut sitzt im Halbdunkel der Fensternische.

Christian am Tisch unter der Lampe. Er hat den Deckel der alten Bibel aufgeschlagen und hält für ein paar Augenblicke die Feder, die er eingetaucht hat, in der Hand.

Dann schreibt er hinein, was nun hineingeschrieben werden muß. Daß er, der Bauer Christian Wittow mit der Kornelia Wittow und ihrer Tochter Rut über den Dranje gehe, zurück zu den Deutschen. Dieses solle geschehen in der Stunde, da er die Worte niederschriebe.

Er steht auf, nimmt das blumenbekränzte kleine Bild der Jungen herab, sieht einen Augenblick darauf, geht damit zum Tisch zurück und wickelt Bild und Bibel sorgfältig in eine Decke.

Er atmet ein wenig, als er das verrichtet hat und den Packen in eine Satteltasche geschoben.

„Nun hat alles seine Richtigkeit“, sagt er.

„Ich schnalle die Tasche fest“, setzt er nach einer Weile fort. Schließlich fragt er: „Ich weiß nicht, ob du alles bereit hast, Rind? – Es sind nur noch zehn Minuten –“

„Ich weiß, Vater“, antwortet sie still. „Was soll ich bereit haben. Der Sattel liegt auf meinem Pferde. Das ist alles.“

Er wiegt seinen schweren Kopf „Ich bin stumm, Rut, vor deinem Schmerz“, sagt er unbeholfen.

Sie streicht über seine Hand: „Mein guter Vater – da finden auch Gottes Engel nicht durch. Es ist zu kalt und zu finster. Sie frieren in ihren weißen Kleidern und gehen wohl in die Irre. Hörst du ihren Schritt? Fern klingt er und ferner.“

Sie sieht ihn aus ihren klaren Augen dabei an, da dieses Bild in ihr aufstieg und sie es an sich nahm und ihm ihre Worte gab.

Christian verschränkt die Hände fest. „Gott“, sagt er, „nimm mich als Opfer an für diese beiden –“

Sie schüttelt den Kopf: „Ein jeder hat für sich selber zu stehen, auch ich, Vater –“

„Du bist so seltsam, Rind“, muß er sagen.

„Verzeih mir“, erwidert sie, ohne sich zu regen, „daß ich nicht bin wie alle Tage –“

Er fragt sie nicht, was sie denkt, trotzdem diese Frage in ihm immer höher steigt.

„Komm mit nach draußen zu den andern“, bittet er.

„Nein“, sagt sie. „Ich will diese armen Minuten noch mit Danie allein sein“.

„Ich gehe zur Mutter, Kind. Komm du dann später. Ich werde ihm sagen, daß du hier auf ihn wartest.“

Er geht. —

Ein paar Augenblicke später ist Danie bei ihr.

Sie sieht in fragend an.

Er schüttelt den Kopf.

„Es ist alles vergeblich für mich“, spricht er. „Es ist nirgends ein Weg —“

„Komm, Danie“, bittet sie. „Steh nicht so allein. Setz dich hier zu mir her.“

Da setzt er sich neben sie.

„Minuten sind es nur noch. Aber eine Ewigkeit soll es sein, Rut“, sagt er. „Laß mich nachdenken“, fährt er dann fort. Er nimmt ihre Hände und streichelt sie. „Mehr ist für mich nicht gewesen. Aber es ist schön, deine Hände zu halten. Ganz kalt sind sie. Warum sind sie so kalt? —“

„Sei still, Danie“, bittet sie, „und sprich nicht, damit wir alle Sekunden kommen spüren, jede einzeln.“

Sie schweigen.

„Was brauchen wir anderes als du mich und ich dich, Rut“, grübelt er.

„Sprich nicht davon“, begehrt sie leise auf. „Der Gedanke liegt so nahe. Es ist das Natürlichste von der Welt. Und darum wohl ist es so fern von uns und narrt uns von weitem —“

„Laß doch, Rut. Es bleibt uns ja nur noch das eine: daran ein wenig zu denken. — Bloß wir zwei — ist das nicht schön — — das andere ist nur Haß

und Verderben. Alles speit uns nur an. — Siehst du, wir könnten hier nun ganz einfach tun, was so viele vor uns schon taten, die nur sich hatten und alles andere zum Feind. — — Es ist ein schöner Tod eigentlich, zu Zweien. — Aber ich habe so viel Feigheit nie begriffen. Und ich kann es auch jetzt nicht verstehen. Es ist zu erbärmlich — —“

„Aber ich kann doch nicht weg von dir, Danie —“, quält sie sich, „draußen halten sie jetzt mit den Pferden und warten, daß ich komme. — — Danie — —“, fleht sie, „— sag doch, daß ich bleiben soll — — bei dir, Danie — —“

Er legt scheu den Arm um sie.

„Denke daran, Rut“, wehrt er ihr zart, „daß es vieles gibt, was uns immer und ewig verbleibt, alles, wenn wir das Rechte tun und nicht zaudern. Nur der Feige ist auch in Ewigkeit tot. Die Tapferen leben — —“

„Du hast ja so recht, Danie“, sagt sie mühsam. „Aber du —“, sagt sie plötzlich, „was wird dann aus dir — — wenn ich gehe — —“

„Aus mir?“ antwortet er ruhig. „Es lohnt nicht, davon zu sprechen. Es muß nur Bestand haben vor dem, was ewig ist — —“

„Schweig still, Danie, schweig still“, ruft sie und hält fast die Hand vor seinen Mund. „Es muß etwas geben“, fährt sie dann fort, ganz schnell, „es muß etwas geben, laß mich denken, Danie, laß mich denken, daß ich etwas finde —“

„Laß das, Rut“ ,bittet er. „Auch du kannst nichts mehr finden. Es wird nur noch schwerer.“

„Es ist alles verschlossen“, heßt sie die Worte, „von allen Seiten kommt es. Um uns herum sammeln sich die Unionstruppen, und hinter dem Dranje die Deutschen —“

„Ich kann auch nicht zu den Deutschen“, sagt er bitter.

„Aber wir haben doch Pferde hier“, hastet sie in ihren Gedanken weiter, „so viele Pferde und gute. Vater hat immer Pferdezucht getrieben, und da draußen fehlt noch keines. Sie sind noch alle da — — und Nahrung hätten wir für Wochen — — wir könnten reiten, Danie, mit zehn, zwölf Packpferden — —“

„Aber wohin denn Rut, wohin?“ fragt er, mitgerissen fast wider seinen Willen von ihrer Hast.

„Spürst du es denn nicht, wie ich es meine? — — Daß daran noch keiner gedacht hat — — in die Kalahari hinein, in die Steppe hinüber — — dahin zieht sich der Krieg nicht — sie ist zu weit und zu dürr — die hat zu Kriegszeiten schon manchen aufgenommen und verborgen —“

„Die Kalahari?“ Überlegt er schnell. „Dorthin wird sich freilich keine Truppe verirren, das wäre sicherer Tod. Einzelne, die schlagen sich durch, weil sie mitnehmen können, was sie brauchen —“

„Pferde, Danie, Pferde“, fällt sie ein, „sind mehr da als wir brauchen, zähe kleine Basuto-Ponies, die halten das aus — —“

Er stockt auf einmal und sieht sie an, in ihre Augen, die die seinen nicht loslassen wollen.

Er hält seine Worte plötzlich zurück. Dann sagt er benommen: „Aber Rut, du sagst immer — — wir. Wir?“

„Ich bleibe bei dir, Danie“, sagt sie ruhig.

„Du bei mir, Rut — — mit mir zusammen — — Rut — —“

Er zweifelt nicht, er hofft nicht, er denkt nicht, er fühlt nicht dabei. Er hat nur diese Worte im Ohr und schmeckt sie auf seinen Lippen.

„Du bei mir — — Rut — mit mir zusammen — Rut —“

„Es gibt doch nichts anderes mehr“, erwidert sie.

Er nickt mit dem Kopfe: „Ich habe das immer — gewußt, Rut —“

„Wir werden reiten, Danie“, fährt sie fort, immer nach dem Norden hinauf — die Steppe wird leer sein von Menschen —“

„Nördlich vom Soutpansberg, da ist Rhodesia ganz eng, und wir kämen wohl durch bis nach Portugiesisch-Ost. Dort können wir bleiben“, fällt er ein.

„Und dann, Rut?“ fragt er.

„Dann kaufen wir einen Bungalow hoch über dem Meer —“

Ganz versunken nickt er: „Wir könnten da oben leben, Rut, ganz für uns. Ganz allein, Rut, du und ich —“

Sie steht schnell auf:

„Ich spreche mit Vater. Er wird uns helfen, denn es ist unsere einzige Möglichkeit. Es wird ihnen weh tun, ihm und Mutter. Aber sie werden uns lieber glücklich wissen als in Schmerzen und Kummernis. Vater weiß jedes Wegzeichen, er ist mehrere Male in der Kalahari gewesen —“

Sie will hinaus.

„Bleib noch Rut“, bittet er. „Wie eifrig du bist“, muß er noch sagen, und es klingt da etwas aus seinen Worten. Er fühlt es selber und stußt.

Er hält ihre Hand.

„Laß los“, bittet sie wie in halber Angst, „es muß alles sehr schnell gehen. Wir werden zunächst mit durch die Furt müssen. Mit den Anderen —“

„Ja, Rut“, sagt er, wieder hingerissen, „da werden wir leben. In einem Bungalow hoch über dem Meer— ja — —“

„Das Meer ist ganz blau“, sagt sie, „und Palmen sind da, ganze Wälder davon. Und indischen Flieder gibt es. Hier ist gar kein Wald, Danie —“

„Nein, hier ist keiner“, sagt er und stockt wohl wieder etwas. Was dort denn noch wäre, will er wissen.

Was es noch mehr für sie geben könne auf der Welt und Schöneres, fragt sie. Ob das nicht genug wäre?

— — Da tritt Christian von der Veranda her an das offene Fenster und sagt, daß der Mond untergehen werde und es dann finstere Nacht sei. Alle saßen schon im Sattel.

Einige wären als Spitze vorausgeritten. Kornelia mit ihnen. Sie hätte sich bereits, wie sie sagte, von Danie verabschiedet. Um ihnen ihre Zeit nicht zu verkürzen, hätte sie ihm nicht noch ein letztes Mal die Hand gegeben. Danie möge sie recht verstehen.

„Vater, hilf du mir jetzt“, ruft Rut in ihrer Qual, „Danie wird sterben, wenn er nicht mit mir geht!“

Wie ein Schrei kommt es aus ihr, ein einziger, jagender Schrei.

Christian beugt sich zum Fenster herein und will etwas sagen.

Danie läßt ihn nicht zu Worte kommen. „Der Mond geht unter, wie du sagst“, spricht er, auf einmal gänzlich verändert. „Du darfst nicht mehr zaudern —“

„Und du, Danie?“ fragt Christian. Nach einem Zögern fügt er hinzu: „Es wird deine Sache bleiben müssen, aber General de Wet stellt ein Kommando zusammen und will auch hinüber —“

Das käme für ihn selbstverständlich nicht in Frage, erwidert Danie.

Er habe es nur gesagt, damit er über alles Bescheid wisse, meint Christian. Wo er aber denn sonst hinwolle?

Er gehöre nirgendwo hin, sagt Danie kurz.

„Du könntest wohl mit uns reiten“, überlegt Christian noch einmal. „Da, Rut, hörst du es?“ fragt Danie. „Spürst du es nun, was ich vorhin plötzlich denken mußte? Ich könnte es wohl, sagt dein

Vater. Ich könnte es wohl. Spürst du, was das heißt? Sagt das nicht genug? So sieht das aus, wenn das alles nackt da steht. Aber das ist nicht das Wesentliche —“

„Sie brauchen jedes Gewehr drüben, Danie“, sagt Christian.

„Und da wäre ihnen auch der englische Deserteur recht, so meinst du es doch? Jeder, jeder wird mich verachten!“

Rut hat bei ihm gestanden und nichts sagen können.

Die Tränen waren schneller als ihre Worte.

„Vater, so hilf doch“, fleht sie nun, „er darf hier nicht bleiben. Weise du ihm den Weg in die Steppe. Nach Norden zu ist der Weg noch frei, du weißt Pfad und Zeichen. Er kann durchkommen bis zu den Portugiesen!“ Sie wirft die Arme um des Vaters Hals, der inzwischen hereingekommen ist. „Und laß du mich mit ihm, Vater, bei ihm ist mein ganzes Leben — — ich weiß, daß ich dir jetzt Schmerz bereite — — aber hilf uns doch, hilf!! — — Du bist so gut, Vater und so stark, — — du siehst deinen Weg, weise du uns den unseren, damit wir nicht sterben!!“

„Rut, mein Kind“, sagt er in seinem Schmerz, der ihn da überfällt und preßt sie an sich. „Von mir ist die Rede hier nicht. Das laß mir allein. Das ist meine Sache. Denke nicht an mich. Wenn du willst, werde ich euch gehen lassen wohin euer Herz euch treibt. Ihr habt ein Recht, das zu fordern. Und auch

wenn es keines wäre —, ich selber spräche es euch zu. Ich will euch auf den Weg bringen, den ihr vorhabt. Möglich, daß es gelingt. Wir werden auf dem Ritt alles besprechen. Aber nun bitte ich euch, kommt!“

Sie sieht voll Angst zu Danie hinüber.

„Ohm Christian“, spricht der schwer und sieht sie voller Liebe an dabei. „Ich kann das nicht annehmen von dir. Wenn ich es täte, wäre es Feigheit und Flucht vor dem, was in mir steht. Und das wird langsam hell. Ich danke dir, Ohm Christian, für deine Güte. Aber nun lebe wohl.“

Rut ist auf einen Schemel niedergesunken. Ihre Schultern bewegen sich in schweren Stößen.

„Dann leb wohl, Danie, mein Sohn“, sagt der Alte, und seine Hand zittert, als er sie dem Jungen reicht. „Und Rut?“ fragt er dann.

„Seht, ich frage nur — — ihr seid euch beide noch nicht eins in dieser Stunde — und eins sollt ihr werden. Ich kann dich darum nicht halten, Kind und tue es nicht“, sagt er zu ihr, die sich langsam etwas aufrichtet. „Es ist nur eine Frage.“

„Rut geht mit dir“, sagt Danie.

„Ich kann nicht, ich kann das nicht“, weint sie.

„Du wirst es tun, Rut“, sagt Danie fest.

„Wenn du kommen magst, Kind, dann in ein paar Augenblicken. Wir dürfen nicht mehr warten. Das Leben der anderen gilt wie das unsere. Wir werden denken, daß du — anders entschieden hast, wenn du nicht kommst.“

Er spricht nicht aus, was er denkt. Aber er legt die Hand auf ihren Scheitel. Dann geht er hinaus ohne sich umzusehen. Im Gehen nur streift seine Hand noch die Schulter der Sitzenden.

— — „Danie“, flüstert sie verzweifelt. „Spürst du es, was er gedacht hat? Auch mein Vater? Er hat meine Mutter erschießen wollen, als die Bondelzwards die Farm stürmten, mit der letzten Patrone, die er hatte. Und er hätte es getan, wenn nicht im letzten Augenblick noch Hilfe gekommen wäre. Weil er sie so sehr liebte. Was ist das heute, was unser wartet? Laß uns sterben, Danie — —“

„Ich habe das eben noch verächtlich genannt“, entgegnet er. „Wer die leiseste Möglichkeit hat zum Leben, der muß es tätig zu Ende leben, und sei es noch so bitter —“

„Ich habe dir deine Möglichkeit gezeigt, Danie —“

„Rut, es war keine. — Da liegen meine Zeichen, und da mein Degen, den ich von mir tat. Mein, sage ich, als wenn das noch zu mir gehörte. Der Mond ist gerade so weit gewandert, daß er darauf weist. Es ist mehr als die toten Dinge, was nun da liegt. Das ändert niemand mehr —“

„Du darfst nicht recht haben, Danie“, wehrt sie sich mit letzter Kraft.

„Wie du das sagst, Rut“, lächelt er still. „Ich darf nicht recht haben. Aber so ist es. Kein Himmel hilft mir davon. Ich habe einen Eid geschworen, den kann ich nicht halten. Und ich kann die Waffe nicht

umkehren.“ Der Schmerz übermannt ihn fast. „Ich gehöre nirgendwo hin.“

„Dann, Danie, mußt du doch mit mir reiten“, fleht sie.

Aber er fährt fort:

„Und wenn wir das täten, was du vor hast, spürst du nicht, daß es nichts als Flucht ist, daß man Angst haben muß vor dem, was noch kommt, auch wenn es nicht gleich da ist?“

Sie schüttelt den Kopf.

„Es können, meine ich“, versucht er, deutlicher zu werden, „nirgendwo in der Welt ein Mann und eine Frau ganz allein leben.“

„Warum nicht?“ begehrt sie auf. „Sehr gut können sie das!“

„Muß ich es dir sagen, Rut“, quält er sich, „Dir, die das alles weiß?“

„Du mußt ja sonst sterben, Danie!“ ist alles, was sie dagegen setzen kann.

„Du sollst mich verstehen“, sagt er stiller und legt die Hand auf ihr Haar, „ich gehöre nicht zu den Bauern hier und nicht zu den Deutschen. Und ich bin auch kein Engländer wie mein Vater. Aber in dies Land gehöre ich. Man kann sein Land verlassen, Rut, gewiß, aber man muß in Gedanken immer wieder dahin zurückkehren können — —“

„Das kannst du, Danie!“

„Das kann ich nicht, Rut! Weil ich irgend etwas versäumt habe um dieses Land, weil ich in seiner

schweren Stunde geflohen bin. — Wir würden Kinder haben, Rut, und sie würden wie wir früher oder später merken, daß sie — — ohne ihr Land sind.“

„So wenig, Danie, bin ich für dich —“

„So viel, Rut, giltst du mir“, wehrt er ihren Worten, die sie selber nicht glaubt. „Und dann: Wir würden noch etwas mit uns nehmen, das würdest du nicht überwinden und ich auch nicht: In solcher Stunde hat alles ein anderes Gesicht. Fühlst du nicht, daß hier von uns etwas das Letzte fordert, eine Entscheidung — der wir so — — aus dem Wege gehen? Eine Entscheidung, die hier fallen muß, hier?“

Da muß sie es aussprechen, was sie wider ihr besseres Wissen in sich gespürt hat von Anfang an, was sie erwürgen wollte in sich um des Lebens willen, und was doch immer lebendig geblieben wäre.

Tapfer sagt sie zwischen ihren Tränen, daß sie nie viel von den Worten gehalten habe, aber sie sehe nun auch hinter ihnen her und höre auch das andere, was tief in ihnen ist. So wie er es ausgesprochen habe, so werde es wohl sein. Sie habe selbst zu ihm gesprochen noch vor kurzem, ganz hart im Angesicht des toten Winnike, aber es war noch tot, was sie da gesagt habe. Aber nun sei alles — lebendig.

Da bittet er sie, stark und fröhlich zu sein und für eine kurze Spanne Zeit nur aufzugeben, was immer das Ihre sei. Es wäre verkehrt, das alles hinzuwerfen und es Schicksal nennen zu wollen und zu versuchen, davor zu fliehen.

Er sei ein Mann, der nicht mitkämpfen könne in diesem Kampf. Sein Platz sei zwischen den Fronten. Was er auch täte, es ginge gegen seine Überzeugung und gegen sein eigenes Blut. „Vielleicht werden sie eines Tages von sich tun, die Bauern hier, die Engländer, die Deutschen, was über ihnen hockt und sie mißbraucht und ihr Blut dampfen läßt im Kampfe gegeneinander“, fährt er fort, „vielleicht werden sie einmal eins sein und dann hoch über allen andern in Weisheit und Stärke. Einmal werden sie erwachen aus so viel Widersinn und hören, wie ihr Blut rauscht in gleichem Schlag. Einmal wird diese Erkenntnis kommen — —“

„Du sprichst wie ein Prophet“, sagt sie andächtig und gläubig. Aber dann geht ein großer Schmerz über sie hin. „Was du da sagst, Danie, ist noch nichts für die Lebenden, — noch lange nicht — —“

Da sieht er sie schmerzvoll an und hebt ihren Kopf ein wenig empor, so daß er sie voll ansehen kann.

„Nun hast du mich verstanden, Rut“, spricht er.

„Ja, Danie“, sagt sie leise und fest.

„Und dir bleibt das Leben. Darum mußt du es dir halten“, fährt er fort.

Noch einmal sagt sie in leiser Abwehr:

Ohne dich ist es schlimmer als Tod —“

Aber er beruhigt sie:

„Wer freiwillig gibt, und sich nichts entreißen läßt von dem, was ihm alles ist, der wird es ewig besitzen.“

„Wenn du mir den Weg zeigst, Danie“, spricht sie ehrfürchtig und ruhig, „will ich ihn gehen.“

„Ich wußte es, Rut“, schließt er. „Sieh, dein Tod wäre so sinnlos, wie der meine seinen Sinn hat. Wir beide brauchen nicht mehr zu suchen. — Nun sollst du gehen. Sieh, ich habe dir nie gesagt, was in meinem Herzen steht, und doch brauchte es der Worte nicht. Es ist zwischen uns, als sei alles gesagt. Das ist so schön, Rut.“

Sie steht auf, als seine Hände sie darum bitten und sie leise aufwärts ziehen.

Da küßt er sie. Dieses einzige Mal.

Und bittet sie, zu gehen.

— — Sie geht.

— — Er steht noch im Zimmer. Reglos. So, als hielte er sie noch in seinen Armen.

— Er hört, wie sie draußen antraben.

Ein Pferd steht noch. Es kaut auf dem Eisen.

Ganz deutlich. Es steht.

Noch eine Sekunde.

Noch eine.

„Ich danke dir, Rut, daß du da noch hältst“, denkt er. „Wie es strömt und braust ineinander. Nun kann nichts mehr geschehen.“

— Er geht nicht ans Fenster. Er sieht nicht hin zu ihr.

Nein, das ist alles nicht nötig.

— „Nun die Hacken hinein, und dem Pferde das Maul frei, Kind.“

„Nein“, schüttelt er den Kopf, „das ist nicht nötig. Deine Stute springt auch so an, vom Stand in den Galopp.“

So, jetzt ist es so weit. Dort reitest du. Nun bist du ganz bei mir, Rut — —“

— — Er hört das Pferd noch lange und lauscht mit verhaltenem Atem, bis nichts mehr zu ihm dringt, nichts als die Geräusche, die das Nachtgetier verursacht und der Wind, der wieder anhebt.

*

Danie denkt, daß der Vorsprung, den sie haben, genügen werde. Vielleicht ist schon eine deutsche Patrouille drüben.

— — Nun blickt ihn die Ewigkeit an.

Es war hart für ihn. Aber sein Weg ist hell. Nur sein Herz braust noch. Auch diese Nacht wird zu Ende gehen.

Und am Morgen liegt wieder ein goldener Teppich da. Es ist eine fröhliche Zuversicht. Nun geht er voran und wird die Arme weit aufmachen, wenn sie kommt.

Dann soll es ein Fest sein.

— — O, es wird einmal so werden, wie er es meint. Es kommt. Er hört es. Innen, in sich. Nun spricht auch in ihm eine Stimme. Die Stimmen sind ewig, die innen klingen, und auch die seine wird es sein über sein Leben hin.

— — Die Lampe ist niedergebrannt.

Er bemerkt es, und das löst ihn aus dem tiefen Hinhorchen in sich selber. Ein großer schwerer Nachtfalter, den das zusammensinkende Licht nicht mehr lockt, läßt von dem Tanz um die Lampe und schwingt sich hinaus gegen den helleren Himmel.

Die Grillen läuten noch ohne Unterlaß.

Ganz hinten bei den Hügeln heult ein Goldwolf auf.

Danie hört das alles und findet den Zusammenhang wieder mit seiner Umgebung.

Er stutzt und sieht in die Dunkelheit hinter sich.

„Ist da wer?“ fragt er.

Da ist ein Mensch an der Tür. Ein Schatten.

Danie lacht etwas.

„Ist“, sagt er, „haben sie dich vergessen, Alter?“

Er wäre nicht vergessen, antwortet der Sottentott, er wäre nur nicht gegangen. —

Was er sich also hier auf der toten Farm herumtreibe — —

Er habe noch gegraben und gesucht und nun gefunden. Jetzt werde er also aufklimmen auf sein Pferd, schwaiz der Alte. —

Ob er seine paar Kröten verbuddelt habe? —

Freilich, gute Pfunde. Lohn aus Minen und Lohn vom Baas. —

Ob er mit hinüber wolle über den Fluß? —

„Weil der gute Baas hinübergeritten ist und die Frau und das Mädchen?“

„Also nicht?“

Der Baas sei gut aber dumm. Der Offizier da wäre auch dumm. —

Was er also wolle? —

„Abwarten, still sein“, antwortet der Farbige. „Gute Zeit kommt für farbiges Volk, wenn der Weiße Orlog macht.“

Ob er plündern wolle? —

„Plündern, pfui Teufel, hat Gott verboten. Gott könne sehr zornig werden. Denn Gott sei sehr besorgt um die Farbigen. Plündern also und gehenkt werden? Wo Farmen so billig zu kaufen sind? Viele Schwarze haben schon Farmen vom letzten Orlog her —“

Ob er also ein Herr werden wolle, das läge doch in seinen Worten? —

Er wolle immer höher klimmen, darum wäre es ihm zu tun. —

Dieser Orlog werde ihn ein gutes Stück höher bringen, versetzt Danie, und er wünsche ihm viel Glück.

Der Hottentott bedankt sich und verschwindet.

— — Die Zeit rinnt.

Srgendwo klingen ein paar Schüsse.

Danie geht wieder im Zimmer auf und ab, nachdem er lange in die Nacht hinausgesehen.

„Hier hast du gelebt“, sagt er leise. „Noch steht der Hauch deines Atems im Zimmer. Als könntet ihr jeden Augenblick wieder zur Tür hereinkommen, so sieht alles aus. Da liegt noch ein Nähzeug.“ Er hält im Umsehen verlegen inne. „Verzeiht“, sagt er, „daß ich mich hier umsehe in eurer Abwesenheit.“

— Er lauscht wieder nach draußen.

Nein, es ist nichts mehr zu hören. Nichts.

— — Nach einer Stunde etwa ist ihm, als vernehme er Hufschlag.

Es wird deutlicher.

Ein einzelnes Tier ist es. Es ist kein reiner Galopp. Es stolpert und fällt immer wieder in Trab. Es gibt seine letzte Kraft her, scheint es.

Es kommt näher.

Auf die Farm zu.

Er geht schnell nach draußen. Da ist es hinter der Scheune hervor.

Es bricht in die Knie.

In der schweren Dämmerung läuft ein Mensch auf ihn zu.

Da sieht er, daß es Rut ist.

Er fängt sie in seinen Armen auf, trägt sie die Stufen hinan ins Zimmer.

Legt sie auf die breite Bank zwischen den Fenstern, die mit Fellen bedeckt ist.

Sie ist schwach und hilflos.

„Bist du noch da, Danie?“ fragt sie mit geschlossenen Augen.

„Hier bin ich doch, Rut“, erwidert er.

„Mir ist alles so schwarz, Danie,“ flüstert sie. „Hältst du mich, Danie?“

Da fühlt er, wie seine Hände naß und warm werden von ihrem Blut. Sie macht die Augen auf, gerade als er versucht, im Dämmerlicht seine Hand anzusehen.

„Blute ich?“ fragt sie. „O, dann ist alles ja gut —“

„Bleib liegen“, bittet er.

„Nun bin ich doch wieder zu dir gekommen, Danie“,
lächelt sie matt.

„Rühre dich nicht“, bittet er erneut. „Hörst du,
sage nichts. Bleibe ganz ruhig liegen. Ich muß
fort, einen Arzt holen. Wenn sie jetzt vorrücken, haben
sie Ambulanzen mit — —“

Sie schüttelt leicht den Kopf.

„Du mußt bleiben, Danie“, drängt sie, „bleibe
doch — — komm doch zu mir, Danie —“

Er hat sich halb schon erhoben und kniet unter ihren
Worten erneut bei ihr nieder.

„Spürst du denn nicht“, flüstert sie, „wie alles nun
gut wird, Danie?“

„Du hast recht“, antwortet er still und sieht, wie
ganz langsam das Leben sich anschickt, sie zu verlassen.
Er streichelt sie. „Nun wird alles gut, Rut, du hast
recht —“

Er hat unschlüssig das Verbandpäckchen noch in
der Hand, das er aus seiner Uniform gelöst hatte.

Sie faßt danach und läßt es zur Erde fallen. Sie
lächelt dabei.

— Er sieht sie an.

Sie hält seinen forschenden Blick voll aus.

„Wie das geschehen konnte, willst du wissen,
Danie? Glaube mir, ich habe nach deinem Willen
getan, alles.“

„Ich weiß, du konntest nicht anders —“

„Es waren schon fast alle drüben“, berichtet sie mühsam, „da erhielt die Nachhut plötzlich Feuer. Von der Seite. Wir bekamen die Gewehre nicht aus dem Schuh, so schnell ging alles. Reiter waren auf einmal da. Sie verlegten uns den Weg zum Fluß. Wir wollten durchbrechen — im Reiten spürte ich den Schlag — ich war auf einmal allein. — Vater und Mutter sind drüben, glaube ich — es war plötzlich niemand mehr da — Da ritt ich zurück — zu dir, Danie, dachte ich immer im Reiten — ich war glücklich, während ich ritt. —“ Sie atmet mehrmals schnell. — „Da durfte ich doch glücklich sein, Danie —?“ fragt sie. — „Das schadet doch nichts?“

„Es ist so schön“, flüstert er, „daß du zu mir gekommen bist, Rut —“

Die Stimme versagt ihm.

„Dann ist es gut, wenn du es sagst“, nickt sie still und zufrieden.

„Wie gut ist es, bei dir zu sein — still, sage nichts mehr — hörst du — nun sei still — ganz still — es ist so schön, so leicht zu werden — und so voll Ruhe — und silbernem Licht — —“

Er kniet bei ihr und hält ihre Hände. —

— Später hebt er lauschend den Kopf etwas.

Sie fühlte es, daß seine Stirn nicht mehr an ihrer Schulter liegt.

„Bleib ruhig liegen, Rut“, bittet er, „bleib ruhig liegen, hörst du?“

Er steht auf.

Er muß ja nun aufstehen.

So viel Zeit ist ihm nicht gegeben, daß er ruhig hier bei ihr warten kann, bis ihre Brust zum letzten Male sich hebt.

„Warum bleibst du nicht?“ fragt sie. „Danie —!“

„Bleib ganz still liegen“, sagt er wieder.

Dann sieht er sich suchend im Zimmer um.

Bis ein Blick auf Winnikes Büchse trifft, die da noch liegt. Er nimmt sie auf und sieht das Magazin nach. Es ist noch voll. Er geht mit dem Gewehr ans Fenster. Dort wartet er einige Zeit, dann wendet er den Kopf zurück und sagt:

„Erschrick nicht, Rut, ich muß nun schießen —“

Er nimmt die Büchse hoch, spannt und drückt ab.

„Sie halten jetzt“, stellt er fest. „Sie reiten nicht weiter. Es ist gut so. Sie sollen noch warten. Verstehst du, Rut, noch warten — —“

Er hebt das Gewehr wieder.

Es wird schnell heller draußen.

Rut hat sich halb erhoben.

„Du hältst ja zu hoch, Danie“, sagt sie mit großer Mühe. „Warum hältst du denn so hoch —?“

Er schießt wieder.

„Laß mich doch, Rut“, sagt er danach. „Laß mich doch.“

„Danie“, ruft sie in großer Angst, „komm zu mir, leg deine Hand fest hierher — —“

„Ich komme, Kind, ich komme“, spricht er über die Schulter zurück.

„Wenn ich nicht geschossen hätte, dann wären sie schon hier. Das hält sie auf —“

„Danie“, bittet sie wieder.

„Gleich, Kind, gleich —“

— Er schießt noch einmal.

— — Die Patrouille der Engländer ist herunter von den Pferden.

Sie haben gemerkt, woher die Schüsse gekommen sind.

Sie sehen den Mann deutlich am Fenster.

Das Licht steht gut für sie.

Das Dachkorn liegt scharf und schwarz vor der Rinne.

— — „Jetzt halten sie hierher“, sagt Danie mit leisem Jubel, „hierher — —!“

Er tritt aufrecht und frei weiter nach vorn.

Schüsse peitschen draußen.

Da zuckt er etwas zusammen.

— — Er wendet sich.

„Jetzt komme ich, Kind“, flüstert er und geht langsam zu Rut hin.

Vor ihr läßt er sich in die Knie.

„Nun gib mir deine Hand, Rut“, flüstert er. „Nun bleiben wir beide zusammen. Schläfe nun, Rut, schlafe — — spürst du noch, wie ich dich streichle — — —“

Er hebt den Kopf etwas. Das macht viel Mühe.

„Warum läßt du meine Hand los?“ fragt er erstaunt.

— Er sieht in ihr stilles Gesicht.

Er sieht, daß darauf ein Lächeln ist.

Er sieht, daß dieses Lächeln der letzte Widerschein ihres Lebens ist, das nun nicht mehr da ist.

„Ach so — Rut — —“ sagt er. Und dann: „Siehst du, jetzt können sie kommen. Nun — bin ich — bei — — dir — — —“

Da ist sein Leben bei dem ihren.

*

So starben sie also, als die Sonne rasch und strahlend in dem Himmel stieg an diesem Morgen.

Aber was ist sie?

Was ist die Sonne seit jenem Tag — —

Eine goldene, ewig sprudelnde Flamme, größer denn sie, mächtiger denn sie, lebensvoller denn sie wuchs hoch in den höchsten Himmel hinauf aus dem Bruderblut, das floß in diesem Krieg.

Es ist nichts mehr da als diese ewige brausende Flamme aus den Herzen von Millionen Brüdern, die fielen.

Ihrer ist der Sieg!

Die Kenntnis der politischen, insbesondere der
rassenpolitischen Entwicklung Südafrikas ver-
danke ich dem Buche von B. Voigt „Die
Buren“, das mir eine Reihe von Anregungen
für diese Arbeit gab.

Von Henrik Herse erschien im Herbst 1935 im
Verlage von Friedr. Vieweg & Sohn „Das
Fähnlein Raut“. Ein Roman zartesten
Liebeslebens aus der Gegenwart.